Des Herrn Magisters

M e r k s

seltsame Ansichten

über

Literarische Zustände.

Herausgegeben

von

Ernst Naseweis.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1865.

Vorwort.

Es ist wirklich ein Glück oder ein Vorzug einen hübschen, wohlklingenden Namen zu besitzen, wie das Gegentheil oft sehr verdrießlich ist. Gehört jemand zu den zahllosen Müllern, Schulzen, Schneidern oder Lehmännern, so ist er allerhand unangenehmen Verwechslungen ausgesetzt. Er soll zum Beispiel zahlen, wo er gar nicht gesündigt hat, oder die Einladung zum Stelldichein seiner Geliebten kommt an einen falschen Müller. Eben so schlimm ist es wenn man ihm zur Unterscheidigung von seinen Namensvettern eine nähere Bezeichnung anhängt, die dann zum förmlichen Spitznamen wird, wie Lügenmüller, Dreckschulze, Brillenlehmann, rother Schneider. Auch auffallend häßliche Namen sind sehr unangenehm besonders für junge Damen, und die Fräulein Rauchwurst, Kratzdorn, Schmutzig gerathen immer in Verlegenheit wenn sie gefragt werden wie sie

heißen. — Ebenfalls verdrießlich sind die Namen, die eine unangenehme Bedeutung haben, wie Ochse, Kalb, Schaf, Schweinigel. Die schlechten Witze, die hier auf Mann und Namen gemacht werden, liegen auf der Hand und gar zu leicht wird das Sprichwort nomen et omen angewandt.

In diesem traurigen Falle befinde ich mich. Liest jemand meinen Namen auf dem Titel, so kauft er das Buch gewiß nicht, denn er denkt: es gibt schon viel zu viel Naseweise in der Literatur, wozu noch einen neuen? Guckt jemand aber flüchtig in das Buch hinein und sieht mit wie geringem Respect darin von Dichtern, Künstlern, Recensenten, Buchhändlern, ja sogar von Professoren und Preßgesetzen gesprochen wird, so denkt er sicher: „wie naseweis! Der Mann führt seinen Namen in der That!“ Was soll ich Bedauernswerther nun machen? Soll ich meinem Vater grollen daß er mir diesen Namen hinterlassen? Der arme Mann hatte ja selbst keinen bessern. Soll ich meinen Namen ändern? Das dürfte ich nur mit besonderer Bewilligung höchster Regierung und ich glaube kaum daß diese einem Naseweis günstig entscheiden wird. Es bleibt mir

nichts übrig als den geneigten Leser darauf aufmersam zu machen daß ich ja nur der Herausgeber bin, daß ich nur aufgeschrieben habe was der Magister Merks gedacht und gesprochen hat. Wenn also der Magister wirklich hier und da naseweis ist, so heiße ich doch nur so.

Und so bitte ich denn den günstigen Leser und den möglicherweise ungünstigen Recensenten die Schale ihres vielleicht berechtigten Zornes über das Haupt des schuldigen Magisters auszugießen, nicht aber über mich

hochachtungsvoll ergebensten

Naseweis.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Worin der Leser die Bekanntschaft des Magister Merks macht. Ist sehr kurz.

Auf dem Marktplatze in X. stand ein Haus, das man wol mit Recht ein hohes nennen durfte, denn es zählte fünf Stockwerke und aus dem Dache ragte noch ein Thürmchen hervor, in dem ein hübsches Stübchen befindlich war. Im fünften Stock dieses Hauses wohnte der ehrbare Magister Merks, ein Mann, den man in der ganzen Stadt kannte. Obschon er mancherlei gelernt hatte und viele ihn für klug und scharfsinnig hielten, so war er doch in manchen Dingen schwer von Begriffen. So wollte es ihm durchaus nicht einleuchten warum alle Jahre die Kleider, Hüte u. s. w. einen andern Schnitt haben müßten, weßhalb er seine Kleider wechseln sollte, ehe sie ganz abgetragen waren, kurz er konnte den Nutzen der Mode durchaus nicht begreifen. Als er das dreißigste Jahr erreicht hatte, gab er den Versuch auf zu dieser Einsicht zu gelangen und trug von da an Jahr aus Jahr ein hohe Stiefeln, eng anliegende schwarze Hosen und einen schwarzen Frack, dessen Schnitt vielleicht vor der

Sündfluth Mode gewesen war. Im Winter vervollständigte diese Tracht ein langer, gelblichweißer Ueberrock. Wenn er nun bei dieser Tracht stehen bleibend bald aus aller Mode war, so ging es ihm mit seinem Hute dagegen besser. Denn bei den Hüten begnügt sich die Mode mit einfacheren Veränderungen. Die Krempe wird nach und nach breiter, hat sie ein gehöriges Maß der Breite erreicht, so wird sie wieder schmäler bis zum schmälsten Umfange, worauf sie wieder breiter wird. Eben so gehen die Winkel des Hutes zur Krempe vom rechten Winkel aus, neigen sich immer mehr zu einem spitzen, gehen zurück zu einem rechten, neigen dann zu einem stumpfen und kommen nach Verlauf von einigen Jahren wieder bei dem rechten an. Da nun Magister Merks immer dieselbe Form beibehielt, so war er mit seinem Hute bald ganz modern, bald von aller Mode weit entfernt.

Doch nicht nur in Bezug auf die Mode war er etwas schwerfällig von Begriffen, sondern auch in andern Dingen und er konnte oft Wahrheiten nicht fassen, die doch als allgemein gültig, wenn nicht von der ganzen Welt, doch von der ganzen Presse gepredigt wurden, und so befand er sich oft mit der allgemeinen Meinung in Widerspruch. Er konnte es nicht begreifen daß man um fromm zu sein viel in die Kirche gehen, daß man um die Freiheit zu lieben durchaus für die Republik schwärmen, daß man um conservativ zu sein alle alten Dummheiten aufrecht erhalten müsse. Eben so wenig konnte er begreifen daß dieser oder jener ein großer Dichter oder Künstler sei, obschon ihn die gesammte Kritik als solchen pries. Trotz dieser Schwerfälligkeit im Begreifen war Merks nicht geradezu dumm zu nennen, noch weniger war er ohne Kenntnisse. Er liebte Naturwissen-

schaften und im Zimmer des Thürmchens hatte er allerhand Instrumente zu Beobachtungen. Er hatte auch hier und da sich mit Philosophie, mit Medicin und Rechtskunde, ja „leider auch mit Theologie" beschäftigt, auch liebte er Dichtkunst und Musik. Nur hatte er in allen diesen Dingen oft ganz verkehrte Anschauungen, die schnurstracks dem widersprachen, was weltberühmte Autoritäten in diesen Fächern behaupteten. Jedenfalls besaß er in dieser Beziehung einen entschiedenen Mangel derjenigen Ehrfurcht, die einem getreuen Staatsbürger geziemt. Denn wenn auch jene Autoritäten in Kunst und Wissenschaft durch Orden ausgezeichnet waren, ja wenn sie Hofräthe, Schulräthe, Consistorialräthe, Geheimräthe, Professoren und Rectoren waren, so konnte ihn das von seiner verkehrten Meinung nicht abbringen. Ja selbst vor der hohen Obrigkeit hatte er nicht den unbedingten Respect, der einem Unterthan von Gottes Gnaden zukommt, was man nun wieder seinem Mangel an der Fähigkeit zu begreifen zuschreiben muß. Es wollte ihm durchaus nicht einleuchten daß der Adel ein besseres und edleres Blut besitzt, als die übrigen Menschen und daß er deßhalb zur Herrschaft über diese geboren ist. Es wollte ihm durchaus nicht einleuchten daß ein Beamter, wenn er zum Vertreter des Volks gewählt ist, immer mit der Regierung stimmen müsse. Es wollte ihm durchaus nicht einleuchten daß eine Regierung schon um deßwillen immer Recht hat, weil Gott dem auch Verstand giebt, dem er ein Amt verleiht. Ueberall begriff er nur halb. So gab er das Amt zu, aber den Verstand nicht.

Man hätte nun denken sollen daß ein so verkehrter Mensch von aller Welt gemieden sein würde. Allein dem

war nicht so. Zwar suchte er Gesellschaft nicht, allein eben so wenig vermied er sie. Und es gab manche Leute, die sich gern mit ihm unterhielten, ja auch solche, die ihn in allerlei Dingen um Rath fragten. Da ist denn so mancherlei seltsames Zeug zum Vorschein gekommen. Natürlich konnte ein Mann von beschränkter Einsicht und von entschiedenem Mangel an Ehrfurcht vor Autoritäten nur schlechten Rath geben oder nur verkehrte Meinungen aussprechen. Vielleicht ist es nun nicht ohne Nutzen für junge Leute etwas von diesen verkehrten Meinungen aufzuzeichnen, damit sie einsehen lernen wohin Mangel an Einsicht und Ehrfurcht führt. Und das soll denn auf den nachfolgenden Blättern geschehen.

Zweites Kapitel.

Worin Magister Merks seine Grundsätze über das Romanschreiben entwickelt.

Eines Tages saß Magister Merks in seiner Studirstube und zeichnete den Stand des Barometers und Thermometers auf, was er regelmäßig jeden Tag drei Mal that, um aus diesen Aufzeichnungen allerhand Schlüsse zu machen. In dieser Arbeit störte ihn der Besuch eines jungen Mannes, des Herrn Abendheim. Dieser hatte eine Novelle geschrieben und sie dem Magister mit der Bitte um sein Urtheil gegeben. Um dieses Urtheil zu erfahren kam er jetzt. Der Magister hieß seinen Gast sich setzen, suchte dann das Manuscript hervor und sprach: „mein junger Freund, wenn Sie mein aufrichtiges Urtheil wollen, so muß ich Ihnen sagen daß Sie ein heilloser Verschwender sind.“

„Wie? Ich ein Verschwender“ erwiderte Abendheim betroffen. „Mein Gott ich habe ja so knapp als möglich geschrieben, habe mich freizuhalten gesucht von aller Ueberschwänglichkeit, von allem überflüssigen Beiwerk“ —

„Das ist ja eben falsch“, fiel ihm Merks ins Wort, „und darum eben nenne ich Sie einen Verschwender. Ihre

Erzählung ist voll Stoff, voll ganz treffender Charakterzeichnung, allein wie Sie sehen ist Ihr Manuscript nicht stark, gedruckt giebt das kaum ein mäßiges Bändchen. Aus diesem Stoff hätte ein anderer bequem fünf dicke Bände gemacht, und Sie machen daraus nur wenige Bogen. Wenn Sie Schriftsteller oder Dichter werden wollen, müssen Sie haushälterischer mit Ihrem Stoffe umgehen, müssen ihn ausbeuten so viel Sie können. Wo Sie fünf Bände füllen können, müssen Sie sich nicht mit einem halben begnügen."

„Aber", fiel Herr Abendheim ein, „ich kann doch einen Stoff nicht breit treten?"

„Da sieht man", antwortete Merks, „wie die Jugend ist! Gleich wählt sie einen unanständigen Ausdruck! Breit treten! Man sagt in die gehörige Form bringen. Sie sind ein junger Mann, Sie müssen sich nach den Vorbildern richten, die Ihnen gegeben werden. Nun lesen Sie die zahlreichen Erzählungen und Romane in den zahlreichen Blättern, die von unsern zahlreichen Dichtern und Dichterinnen alljährlich geliefert werden, und die nachdem sie die Feuilletons der Zeitungen gefüllt haben auch noch im Buchhandel erscheinen, um die Leihbibliotheken zu füllen. Wollen Sie solchen Autoritäten gegenüber von „breit treten" sprechen?"

„Ich glaubte", sagte Herr Abendheim schüchtern, „Sie gäben nicht viel auf Autoritäten!"

„Da hat man mich bei Ihnen verleumdet", erwiederte der Magister, „wie kämen wir ohne Autoritäten in der Welt zurecht? Schon wenn wir in die Welt treten, empfängt uns die Autorität der Familie, die uns nöthigenfalls durch etwelche Bearbeitung des Erziehungsorgans die Nothwen-

digkeit des Gehorsams beibringt. Sodann empfängt uns die Autorität der Schule, die uns noch viele andere Autoritäten lehrt, vor denen wir uns zu bücken haben. Dann übernimmt uns die Autorität der Kirche, die unsern Verstand wohlweislich in dem Alter einfängt, wo er sich noch nicht wehren kann und malt uns den Teufel so schwarz und die Hölle so heiß, daß wir aus reiner Angst glauben was sie nur immer will. Kommt dann nicht die Autorität des Staates, der zwar keine Hölle, aber doch ein Preßgesetz hat? Und kommen dann im Leben nicht die Autoritäten in Kunst und Wissenschaft? Wimmelt es denn nicht von Autoritäten rings um uns her? Und könnte ein vernünftiger Mann daran denken sich denen zu entziehen?"

Herr Abendheim sah den Magister bei diesen Worten fest an, denn ihm stieg die Vermuthung auf daß dieser ironisch spräche, allein Merks sah so treuherzig aus, daß er wol an den Ernst seiner Worte glauben mußte. Dann fuhr er fort: „lieber junger Mann, die Dichtkunst hat Form und Inhalt. Die Form ist aber eben so wesentlich wie der Inhalt. Man kann die Dichtkunst hier mit der Kochkunst vergleichen. Bei dieser ist die Form ebenfalls sehr wesentlich. In der Kochkunst nun stehen die Franzosen bekanntlich am höchsten da, und wiederum ist der Triumph der französischen Kochkunst die Brühe. Die Tataren legen ein Stück Fleisch unter den Sattel und reiten es gahr. Sie haben also nur den Inhalt ohne Form. Die Franzosen aber bereiten das Fleisch mit einer langen Brühe. Hier haben wir Inhalt und Form. Wenden Sie nun das auf die Dichtkunst an, so wird eine Erzählung ein Stückchen Fleisch mit einer langen Brühe enthalten müssen,

wenn sie den berechtigten Anforderungen an Inhalt und Form entsprechen will."

Herr Abendheim sprang auf und rief: „und je kleiner das Stückchen Fleisch, desto länger die Brühe! Darauf kommen wir hinaus! Das heißt: wenn ich um einen Band zu füllen nicht Stoff genug habe, so trete ich ihn so breit — entschuldigen Sie, Sie wollen diesen Ausdruck nicht — so thue ich so viel überflüssiges Beiwerk hinzu, daß der Band doch voll wird. So machte es die Wirthin zum grauen Esel auch. Wenn sie Mittags auf sechs Gäste gerechnet hatte, und es kamen deren zwölf, so goß sie so viel Wasser in die Fleischbrühe, daß die Suppe doch zureichte."

„Bleiben Sie sitzen, junger Mann", sagte Merks freundlich, „Sie fahren so auf, das müssen Sie nicht thun. Ich meine es ja gut mit Ihnen. Sie müssen sich nicht hinreißen lassen. Mit dem Kopfe durch die Wand können Sie doch nicht rennen. Also fügen Sie sich dem Beispiele der Autoritäten."

„Das heißt ich soll ein kleines Stückchen Fleisch mit einer langen Brühe geben", erwiederte Abendheim.

„Nun Brühe schmeckt auch gut", antwortete lächelnd Merks.

„Aber sie sättigt nicht", rief Abendheim.

„Bester Schatz", sagte Merks, „will denn das Publicum gesättigt sein? Ein echter Romanleser ist unersättlich! Und wissen Sie denn nicht daß eine Hauptaufgabe der Kochkunst darin besteht durch Vorspeisen oder Beispeisen die Eßlust zu reizen?"

„Ich bitte Sie dringend", sagte Abendheim, „lassen Sie

den Vergleich mit der Kochkunst fallen, er erscheint mir entwürdigend für die Dichtkunst."

„Wenn Sie es wollen", entgegnete der Magister wehmüthig, „mag es sein. Aber ich thue es nicht gern. Es bieten sich so hübsche Vergleichungspuncte. Ich könnte Ihnen manche Erzählung als ein Ragout bezeichnen, das aus den Ueberbleibseln anderer Gerichte zusammengesetzt ist, ich könnte bei manchen anstößigen Schilderungen von zu starkem Gewürz, bei manchen idyllischen Beschreibungen von überzuckern, bei andern Charakterbildern von versalzen sprechen; wenn ich boshaft wäre, könnte ich manche Dichtung eine Wassersuppe nennen und namentlich bei französischen Sittenbildern von dem haut goût sprechen, der nur erreicht wird, wenn etwas schon ein wenig angefault ist. Aber ich will Ihr Zartgefühl nicht verletzen. Also schweigen wir von der Kochkunst. Sie scheinen mich überhaupt nicht vollkommen verstanden oder mißverstanden zu haben. Ich will Ihnen durch ein Beispiel erläutern wie ich es meine. Nehmen wir Ihre Erzählung vor. Sie fangen damit an daß Ihre Heldin am frühesten Morgen einen Besuch ihrer Freundin erhält, die sie dringend bittet ihr eine Zuflucht vor dem Zorne ihres Vormunds zu bieten, dem sie entflohen sei. Nun lassen Sie gleich im ersten Satze die Freundin eintreten. So einfach würde keiner unserer berühmten Erzähler beginnen. Jeder würde uns doch vorher in das Zimmer der Heldin führen und uns mit ihr bekannt machen. Ich habe zu Ihrer Belehrung mir aufgeschrieben wie unsere berühmten Erzähler das anfangen würden. Hören Sie zu."

Merks nahm einen Bogen Papier und las wie folgt:

„Die Sonne hatte sich eben über den Horizont erhoben

und die Nebel des Morgens schwanden nach und nach vor ihrem erwärmenden Strahle. Die Vöglein erwachten und von ihren Morgenliedern erschallten Flur und Hain. Die Landleute kamen von allen Seiten und begannen ihr Tagewerk, die Stille der Nacht schwand nach und nach vor dem geschäftigen Geräusch des Tages. Die Sonne, indem sie höher stieg, warf ihre Strahlen auch in ein einsames Zimmer, in dem ein Mädchen schlief. Noch waren die Fenster verhüllt und nur gebrochen fanden die Sonnenstrahlen ihren Weg in das Gemach, indem sie spielende Streiflichter auf die grünen Tapeten warfen, die mit gelben Blumen geziert waren. In dem Schlafgemach war eine dämmernde Stille, nur der Schlag des Perpendikels der Pendule unterbrach dieselbe einförmig. Auf den weichen Kissen lag das schöne Haupt der Schläferin mit geschlossenen Wimpern, während die üppigvollen braunen Locken unter dem zierlichen mit Spitzen besetzten Nachthäubchen hervorquollen. Die Decke, die den schlanken Leib verhüllte, beneidete die kleine lilienfarbige Hand, die sie festhielt, um ihre blendende Weiße. Eine von den braunen Locken hatte sich der Fessel des Nachthäubchens ganz entrungen und fiel aufgelöst über den Busen, dessen Wogendrang der Schlaf mit seinen Wünschen hob und senkte; die leisen Falten der Stirn zitterten wie die Stufen der Jacobsleiter, auf denen der Traum einen Himmel ersteigt. Ueber die blassen Wangen zuckte jetzt ein leises Roth, das schnell wieder verhauchte.

Welche Träume mochten die Phantasie der Schläferin umschweben? Spiegelte ihr der Traumgott die Gestalt des Geliebten vor? Erschien ihr vielleicht die Wiese, die so einsam zwischen Erlen und Buchen lag, wo sie ihn zum

ersten Male gesehen hatte? Oder umgaukelten sie Bilder aus ihrer Kindheit, wie sie sinnig ein Kränzchen von Vergißmeinnicht flocht und ihre reine Stirn damit schmückte? Wer vermöchte das zu sagen. Höher und höher stieg die Sonne, heller und heller ward es in dem stillen Gemach, plötzlich hob der Hammer an der Pendule aus und acht langsame helle Schläge verkündigten die frühe Stunde des Tages. Die Schläferin schien zu erwachen. Mehrmals hob sich das Augenlid und ließ die tiefbraunen Augensterne sehen, doch immer schloß es sich wieder. Angelika kämpfte zwischen Wachen und Schlafen. Wol mochten ihre Träume schön gewesen sein, denn sie konnte sich nicht von ihnen losreißen und suchte sich immer wieder in die süßen Bilder zu versenken. Da plötzlich stieg die Sonne über das Dach des gegenüber liegenden Hauses, ihr voller Strahl fiel blitzend auf das halb geschlossene Auge der Schläferin und geblendet hob diese das Köpfchen in die Höhe. „Acht Uhr", flüsterte sie, als ihr Blick auf die Pendule gefallen war, und den Kopf auf den weißen Arm stützend, der sich blendend aus dem Aermel des Nachtgewandes hervorstahl, erhob sie sich in halb sitzender, halb liegender Stellung. Sinnend schaute sie vor sich hin. Ließ sie noch einmal die Bilder des Traumes vor ihrer Erinnerung vorüberziehen? Suchte sie dieselben mit einander zu verknüpfen? Hatte sie einzelnes vergessen und suchte sie es festzuhalten, was ihr zu entschlüpfen drohte? Es mochte so sein, denn über ihre jungfräulichen Züge flog hier und da ein ernster Schatten, der dann wieder einem stillen Lächeln Platz machte. Wie lange Angelika so gelegen, halb wachend, halb träumend, wer vermöchte es zu sagen?

Plötzlich fuhr sie mit der Hand über die Stirn und strich die einzelnen Locken zurück, die sich hervor gestohlen hatten. Sie streifte damit gewissermaßen auch die wachen Träumereien ab, die sie noch befangen hielten und kehrte zum vollen Denken und Leben zurück. Rasch entwand sie sich der verhüllenden Decke, sie barg die kleinen rosigen Füßchen in zierliche goldgestickte Pantöffelchen von brauner Seide und warf ein blendend weißes Morgengewand um den jugendlichen schlanken Körper, das dessen schwellende Formen halb verbarg, halb verrieth. Dann trat sie an das Fenster und blickte sinnend hinaus auf das rege Leben, das sich in der Straße schon entwickelt hatte. Plötzlich fiel ihr Blick auf ihr Myrthenstöckchen. Es stand vor dem Fenster. Ihr Kammermädchen mußte es am Abend vorher dahin gesetzt haben. Das Myrthenstöckchen stand im vollem, üppigen Triebe und die ersten Knöspchen begannen sich weiß zu färben. Welche Fülle von Gedanken drängte sich ihr bei diesem Anblick auf. Die Myrthe ist es ja, die das Haar der Braut ziert! Und die Braut mit der Myrthe! Steht sie nicht auf der Schwelle, die Vergangenheit von Zukunft scheidet? Nur wenig Stunden trägt die Braut den Myrthenkranz, dann nimmt man ihn ihr wieder und setzt ihr die Haube der Frau auf. Der Frau! Wie durchschauert dieser Name die gefühlvolle Brust jedes Mädchens! Die Jungfrau strebt nach diesem Namen und fühlt doch einen leisen Schauer wenn sie ihn zuerst hört. Einen süßen Schauer und doch einen beängstigenden. Denn heiter ist der Name Mädchen, ernst, mahnend an Pflichten ist der Name Frau. Fast schien es als übermannte Wehmuth den heitern Sinn Angelika's, da sie diesen Gedanken

sich hingab, doch bald genug riß sie sich von ihnen los, sie war ja noch nicht Frau, war nicht einmal Braut, hatte auch nicht einmal geliebt, sie war ja noch nichts als das heitere Mädchen. Da trat ihr Kammermädchen leise herein. Noch hatte Angelika nicht geklingelt und die Dienerin durfte vermuthen daß ihre Herrin noch in den Armen des Schlafes liege. Und doch war die Botschaft, die sie brachte, so dringend, daß sie es wagte auch ohne durch die Klingel wie gewöhnlich gerufen zu werden das Schlafgemach zu betreten. Sie brachte auf silbernem Teller eine Karte. Angelika las den Namen, den diese enthielt und rief erfreut: „Esmeralda, meine beste Freundin. Herein, herein!"

Merks schloß hier sein Vorlesen und sagte: „sehen Sie junger Mann, so muß man es machen. Sie fangen ihre Erzählung einfach mit den Worten an: „Angelika war erst vor kurzem aufgestanden, als sie den Besuch ihrer Freundin Esmeralda erhielt." Das sind zwei Zeilen. Ich lasse Angelika aufstehen, und beschreibe das wie es sich gehört, das giebt drei Seiten. Und sagen Sie selbst, war denn diese Einleitung nicht ganz hübsch?"

„In der That", sagte Abendheim, „ich glaubte ein Kapitel aus einem neuen Romane zu hören."

„Sehen Sie", rief Merks wie selbstgefällig, „sehen Sie, Sie fangen an mich zu verstehen. Und nun nehmen Sie die hübsche Schilderung des schlafenden und aufstehenden Mädchens! Niemand kann darin etwas Unanständiges finden, alles ist mit der höchsten Decenz gesagt. Und doch fühlt sich eine lüsterne Phantasie gekitzelt, wenn sie von der Decke und dem Nachtgewande liest, das die „schwellenden Formen" kaum umhüllt, dem „weißen Arme", der sich her-

vorstiehlt, den „nackten rosigen Füßchen!“ Das lesen die Leute gern. Nur muß man bei solchen Dingen höchst decent sein. Nur halb andeuten! Die Phantasie der Leser malt sich das Uebrige von selbst aus. Wenn ein plumper Geselle das gemacht hätte, so würde er vielleicht weiter gegangen sein und die Angelika haben die Strümpfe über eine wohlgeformte Wade anziehen lassen.“

„Hätte er nicht Recht gehabt“, fiel Abendheim ironisch ein. „Wenn man alles genau beschreibt, muß man es auch richtig thun. Angelika hat gewiß die Strümpfe angezogen ehe sie aus dem Bette stieg.“

„Sie haben vollkommen Recht“, erwiederte der Magister ernsthaft, „ich habe da einen Fehler gemacht. Ich sehe auch nicht ein warum man dem Leser nicht auch eine hübsche Wade, ja selbst ein rundes weißes Knie eines schönen Mädchens zeigen soll, naturalia non sunt turpia.“

Abendheim wollte den Magister unterbrechen, dieser aber fuhr fort: „still, still, junger Mann, lassen Sie mich ausreden. Ich will Ihnen erst ganz das Wesen unserer heutigen Romanschreibung auseinandersetzen. Je mehr Sie es begreifen, desto mehr wird es Ihnen gefallen und Sie werden sich es anzueignen suchen. Aber Sie müssen Geduld haben und zuhören. Auch das, lieber junger Freund, muß man lernen, denn die meisten Menschen wollen immer selbst reden, hören will keiner. Kommen wir auf Ihre Novelle zurück. Da hier am Schluß sagen Sie einfach: „Ludwig ging am andern Tage zu Angelika's Vater, bat um dessen Einwilligung und erhielt sie.“ Lieber junger Freund, das heißt ja seinen Stoff förmlich vergeuden. In diesen zwei Zeilen liegt ja ein ganzes Kapitel. Ich habe ein solches

Kapitel gemacht, wie es unsere jetzigen Dichter schreiben würden. Hören Sie zu."

Merks nahm einen andern Bogen Papier und las wie folgt.

„Wie unruhig Ludwig in seiner Aufregung geschlafen hatte, können sich unsere Leser denken. Das Jawort hatte er von der Geliebten erhalten, den ersten Kuß auf ihre schwellenden Lippen gedrückt, zum ersten Male hatte er die süße schlanke Gestalt in seine Arme gedrückt, wer kann sich nicht denken wie wild das Blut durch seine Adern jagte und wie er Stunden lang bedurfte um ruhig zu werden.

Angelika war auf dem Schlosse geblieben, Ludwig war nach der Stadt zurückgekehrt, um am andern Morgen die Einwilligung des Vaters zu erbitten. Wenn er auch nicht zweifelte dieselbe ohne Weiteres zu erhalten, so hatte er sie doch nicht schwarz auf weiß und immerhin war sein Gemüthszustand der der Ungewißheit. Bedenkt man nun die gewaltige Aufregung der seligen Stunde, die wir dem Leser im vorigen Kapitel geschildert haben und die Erwartung und Ungewißheit über die Antwort des Vaters, so wird man sich vorstellen können daß nur ein flüchtiger unruhiger Schlaf Ludwigs Auge beschlich. Kaum sandte auch die Sonne ihre ersten Strahlen in sein Schlafgemach, als er sich von seinem Lager erhob."

Merks lies hier den Bogen Papier sinken und sagte: „hier, junger Freund, läßt sich nun noch schön beschreiben, wie Ludwig sich angezogen hat. Bei einem Manne ist das nicht unschicklich. Man kann z. B. sagen: „indem Ludwig das linke Tragband anknöpfte schwebte ihm der Zauber ihres niedergeschlagenen Auges vor und ganz versunken in

diese Erinnerung vergaß er sein Geschäft des Anziehens. Endlich fuhr er empor und indem er das rechte Tragband befestigte, hauchte er leise den Namen Angelika über seine Lippen. Lange wählte er dann unter seinen weißen Binden, bis er eine fand, die ihm tadellos gestärkt und geplättet schien und legte sie um, indem er vor dem Spiegel stehend den feinsten Knoten nach der Mode knüpfte. Auch bei der Wahl der Weste hielt er sich lange auf und entschied sich endlich für eine seidene, silbergraue, die seine schlanke Taille besonders günstig hervorhob. Sein Diener brachte ihm dann den Frack, der nach dem neuesten Schnitte auch nicht den Gedanken eines Stäubchens auf sich trug, denn der Diener war in dieser Beziehung die Sorgfalt selbst. Feine Glacéhandschuhe aus dem Laden von Tuturet vollendeten seinen Anzug."

„Bravissimo", fiel hier Abendheim ironisch ein, indem er laut in die Hände klatschte.

„Ich sage", fuhr Merks fort, „man hätte diese Beschreibung des Anzugs noch hinzufügen können. Da wir aber schon im ersten Kapitel das Erwachen und das Anziehen Angelika's beschrieben haben, so könnte man sagen: wir hätten uns wiederholt, beschrieben wir auch Ludwigs Anzug. Deßhalb lassen wir das besser weg. Nun aber hören sie weiter, wie ich geschrieben habe." Merks las wie folgt: „Die Pendule zeigte erst auf die sechste Stunde, und vor zwölf Uhr konnte Ludwig Anstands halber seinen Besuch nicht machen. Sechs tödtlich lange Stunden in der peinigendsten Erwartung! Welcher unserer Leser fühlt nicht mit unserem Helden? Wie diese sechs Stunden ausfüllen? Ludwig warf sich an seinen Schreibtisch. In glühenden

begeisterten Worten schrieb er an Angelika. Sein Herz war so voll, daß die Gedanken nur so hinströmten auf das Papier und er einen Bogen nach dem andern nahm bis sein Brief zu einem förmlichen Packet anschwoll. So waren drei Stunden vergangen. Dann schrieb er noch an seine Familie, zeigte den einzelnen Gliedern derselben seine Verlobung, das heißt sein Glück an und wieder waren damit einige Stunden hingebracht. Die Pendule, eine kostbare Arbeit in Alabaster von Dentu in Genf, zeigte halb zwölf Uhr. Er warf die Feder weg, er goß ein Glas kölnisches Wasser über die Hände, zog die Handschuhe an, nahm den Hut und machte sich auf den Weg. Wie anders erschienen ihm heute die Straßen, als sonst. War es ihm doch als seien sie freundlicher und heller, wie er sie jemals gesehen. War es ihm doch als ob die Giebel ihm leicht zunickten, als wollten sie sagen: wir wünschen dir Glück. Anfangs war sein Schritt rasch gewesen, doch je näher er dem Hause des Geheimraths kam, desto langsamer ging er. Bangen wir doch immer vor einer wichtigen Entscheidung und wenn wir sie auch herbeisehnen, so suchen wir sie doch im letzten Augenblicke zu verzögern. Endlich war das Haus erreicht. Ludwigs Hand zuckte unwillkürlich, als er nach der Glocke griff, doch mit festem Entschluß bezwang er die leise Anwandlung von Furcht und zog an dem Griffe. Weithin erschallte die Klingel im Hause und nach kurzer Frist ward die Thüre geöffnet. Ein Diener in blauer Livrée mit Silber gestickt, in gelbgrauen Gamaschen erschien und erwiederte respectsvoll die Frage ob der Herr Geheimrath zu Hause sei mit Ja. Dann führte er Ludwig die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf und in das

vierte Zimmer des langen Corridors, der mit Oleanderbäumen und Büsten geschmückt war.

In diesem Zimmer bat er Ludwig zu verweilen, bis der Herr Geheimrath erscheinen würde und empfahl sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung. Ludwig war allein und musterte neugierig das Zimmer. War doch Angelika oft genug hier gewesen, hatte sie doch auf diesem Sopha, an jenem Fenster vielleicht manches Mal gesessen. Er selbst betrat ja zum ersten Male dieses Haus, denn er hatte sie auf dem Schlosse kennen gelernt und sie nirgends anders gesehen. Um so mehr interessirte ihn jede Kleinigkeit in ihrer eigenen Wohnung. Das Zimmer hatte drei Fenster, die nach der Straße hinausgingen und mit blauseidnen Vorhängen geziert waren. Blau, von goldnen Leisten eingefaßt waren die Tapeten, mit blauer Seide überzogen waren die Stühle, die Causeuse und die Fauteuils von Palisander. Ein persischer Teppich bedeckte den Fußboden, ein kostbarer Flügel von Erard stand an der einen Wand. Den kostbarsten Schmuck des Zimmers aber bildeten sechs Oelgemälde, die den Kennerblick Ludwigs alsbald auf sich zogen. Da hing eine Madonna von Giotto, die in ihrer edeln Einfachheit einen erhebenden Eindruck machte. Eine Maria Magdalene von Cimabue, Giotto's Lehrer, bildete gewissermaßen das Gegenstück. Eine wahre Perle der Malerei war ein Christus vor Pontius Pilatus von Fiesole. Ein heiliger Paulus von Masaccio und wieder gleichsam ein Gegenstück, der heilige Petrus von Avanzo bekundeten die sinnige Auswahl des Hausherrn. Das bedeutendste Bild war aber eine Verkündigung Mariä von Andrea Mantegna. Die kindliche Demuth der heiligen

Jungfrau, mit der sie die prophetischen Worte des Engels entgegen nahm, konnte nicht herrlicher ausgedrückt werden, als es in diesem meisterhaften Gemälde geschehen war. Ludwig kannte es nur aus einem Kupferstich und war entzückt als er hier zum ersten Male auch die Harmonie des Colorits zu sehen bekam. Tief versunken in das Meisterwerk überhörte er ganz daß sich geräuschlos eine Nebenthür geöffnet hatte und jemand eingetreten war. Ein leises Husten hinter seinem Rücken machte ihn erst aufmerksam. Er wandte sich um und stand — vor Angelika's Vater. Leicht erröthend verbeugte sich Ludwig und stammelte einige Worte der Entschuldigung, mit herzgewinnender Freundlichkeit lud aber der Geheimrath ihn ein Platz zu nehmen. Rasch hatte Ludwig seine Fassung wieder gewonnen und mit schnellem Blicke musterte er den Mann, von dessen Ausspruch das Glück seines Lebens abhängen sollte. Der Geheimrath war ein Mann in den Fünfzigen. Seine vollkommen tadellose Kleidung verrieth den Mann von Welt, seine Haltung den wahrhaft vornehmen Mann. Sein graues Haar stand gut zu dem aristokratischen Gesicht mit der breiten, gewölbten Stirn und der kühn hervorspringenden Nase, und die blaugrauen Augen verriethen Geist, während ein lächelnder Zug um die Mundwinkel Herzensgüte andeutete. Nach einigen einleitenden Worten kam Ludwig rasch entschlossen auf die Hauptsache. Er schilderte dem Geheimrathe wie er Angelika kennen gelernt, wie sich ihre Herzen gefunden, welch seltsame Verknüpfungen sie einander näher gebracht und wie er am Abend vorher dem herrlichen Mädchen seine Liebe gestanden und das Geständniß ihrer Gegenliebe erhalten habe. Unsere Leser wissen das alles aus den vorigen Kapiteln.

Mit freundlichem Ernst, zuweilen beifällig den Kopf wiegend hatte der Geheimrath den Worten Ludwigs zugehört, und als dieser seine Erzählung mit der Bitte um die väterliche Einwilligung schloß, reichte er ihm gütig lächelnd die Hand und sagte: „mein lieber Baron, das Glück meines einzigen, geliebten Kindes ist die vorzüglichste Sorge meines Lebens. Sie sind aus gutem Hause, sind reich, der allgemeine Ruf nennt Sie als Muster unserer jungen Männerwelt, meine theure Tochter hat Sie gewählt, so nehmen Sie meinen väterlichen Segen. Ja, mein Sohn, ich nenne Sie so, denn Sie sind es von diesem Augenblicke an, ich segne Sie aus vollem Herzen und mit unverstellter Freude, denn schon daß mein Kind Sie gewählt hat bürgt mir dafür daß meinem Alter aus Ihrer Verbindung mit ihr eine neue Quelle von Freuden entspringen wird." Nach diesen Worten wandte er sich ab, vielleicht um die Thräne nicht bemerken zu lassen, die seinem Auge entquoll. Ludwig war freudig bewegt, ja tief erschüttert. Der Leser möge es uns erlassen die Gefühle der beiden Personen zu schildern, die sich bis dahin im Leben noch niemals gesehen hatten und nun plötzlich durch das heiligste Band als Vater und Sohn verbunden dastanden. Der Geheimrath wollte noch diesen Tag hinaus fahren auf das Schloß, um der geliebten Tochter selbst seinen Segen zu bringen und lud den glücklichen Bräutigam ein ihn zu begleiten. So gern dieser nun auch sogleich die Kleider gewechselt und sich auf das Pferd geworfen hätte, um seine theure Angelika ein paar Stunden früher wieder zu sehen, so konnte er doch dem Verlangen des Geheimraths nicht ausweichen und versprach um drei Uhr Nachmittags bereit zu sein mit ihm zu fahren.

Mit herzlichem Händedruck schieden die beiden Männer. In welchem Freudentaumel Ludwig das Haus seines Schwiegervaters verließ, mit welch gehobener Stimmung er jetzt wieder durch die Straßen schritt und mit welch seligen Empfindungen er seine Wohnung betrat erlasse uns der Leser zu schildern. So etwas fühlt sich besser, als es sich aussprechen läßt."

Magister Merks ließ hier das Blatt sinken und fragte: „nun was meinen Sie? Ist es nicht ein herrliches Kapitel? Wollen Sie das nicht Ihrer Erzählung einverleiben?"

Herr Abendheim war etwas eingeschüchtert und sagte leise: „was Sie mir da vorgelesen haben klingt recht hübsch und es ist mir als hätte ich Aehnliches schon in neueren Erzählungen gefunden. Allein ich habe doch einige Bedenken. Die beiden Kapitel, die Sie mir vorgelesen, haben doch gar keinen Inhalt, nichts geschieht in ihnen, die Handlung rückt nicht von der Stelle, die Charaktere entwickeln sich nicht, man könnte beim Lesen die beiden Kapitel ganz gut überschlagen und würde doch immer in der Erzählung bleiben. Sie lassen im Anfange die Sonne aufgehen. Ich würde diese Schilderung gelten lassen, wenn dieser Sonnenaufgang einen Eindruck auf einen Menschen machte und wir dadurch den Einblick in ein Menschengemüth gewännen. Sie schildern dann das Mädchen im Schlummer und sprechen von ihren Träumen und Gedanken, allein Sie sagen uns nicht was das für Gedanken sind, wodurch wir vielleicht eine Schilderung ihres Charakters bekämen. Kurz der Inhalt der ganzen Schilderung läßt sich in drei Worten sagen: „Angelika stand auf." Nachher in dem zweiten Kapitel schildern Sie ausführlich das Erwachen, die Be-

schäftigung Ludwigs, den Weg nach dem Hause des Geheimraths, das Haus, den Bedienten, das Zimmer, die Tapeten, die Bilder — ist denn das nicht alles höchst gleichgültig für den Leser? Wenn Sie von Empfindungen sprechen, so sagen Sie stets: „der Leser kann sich denken, wir haben das früher erzählt,“ geht damit nicht alle Objectivität verloren? Und was soll das ganze Kapitel? Der Geheimrath kam bisher nicht vor und kommt auch nicht wieder vor, was soll denn dieß ganz unwesentliche Einführen dieser Person? An ein Versagen der Einwilligung war nicht zu denken, diese Einwilligung ist auf die Entwickelung der Erzählung ohne allen Einfluß, warum nun dieses Unwesentliche so breit ausmalen? Genügte es denn nicht wie ich gesagt habe: „er erbat die Einwilligung des Vaters und erhielt sie? Mehr ist doch der Inhalt der fünf Seiten Ihres Kapitels nicht.“

Der Magister schüttelte langsam den Kopf und sagte: „junger Mann, Sie sind sehr hartnäckig. Sie hängen der alten Schule an, allein die moderne ist fortgeschritten. Sie sprechen immer vom Inhalt, aber die Form ist doch wesentlich.“

„Entschuldigen Sie“, erwiederte Abendheim, „ich denke doch die Form muß dem Inhalt entsprechen. Wenn ich aus einer großen Form einen kleinen Inhalt heraus schäle, so ist das doch ein Mißverhältniß, und es kommt mir vor als brächte man mir in einer silbernen Schüssel ein Stückchen trocknes Brod.“

„Aber lieber Freund“, entgegnete Merks, „der Geist der fortgeschrittenen Zeit will diese Form, ja setzt den Hauptwerth in diese Form. Sehen Sie hier in Ihrem Manuscript

steht: „Ludwig zündete sich eine Cigarre an.“ Das würde jeder andere so ausgedrückt haben: „Ludwig zog seine Cigarrentasche hervor und wählte sich eine echt importirte Havanna. Dabei fiel sein Blick auf die Stickerei der Tasche und eine flüchtige Erinnerung an die schöne Geberin, die ihm einst die Tasche als Vielliebchen geschenkt hatte, durchzog seine Seele. Sinnend steckte er die Tasche wieder ein, und versuchte mit einem Zündhölzchen sich Feuer zu machen. Allein erst nach dreimaligem Versuche gelang ihm das, denn der Wind war etwas frisch und jetzt erst dampfte er die blauen duftigen Wolken in den klaren Morgenhimmel.“ Wie gefällig klingt das gegen Ihr einfaches: er zündete sich eine Cigarre an. Ueberhaupt kommt die Cigarre nur einmal vor in Ihrer ganzen Erzählung.“

„Sie würde gar nicht vorkommen“, fiel Abendheim lebhaft ein, „wenn dieselbe nicht Ursache wäre daß der alte Förster ihn um Feuer bäte und so sich die für das Ganze wichtige Bekanntschaft der beiden Männer entwickelte, die sonst an einander vielleicht ohne Gruß vorübergegangen wären. Das Rauchen einer Cigarre ist an sich so unwesentlich, daß man es niemals erwähnen sollte.“

„Falsch, falsch“, rief Merks, „die neuere Zeit betrachtet das Rauchen als etwas sehr Wesentliches und ich kenne einen berühmten Erzähler, bei dem in jedem Kapitel, ja fast auf jeder Seite Cigarren geraucht werden. Ueberhaupt haben Sie immer nur die Hauptsache im Auge, niemals aber die Nebenumstände“.

„Nebenumstände“, fiel Abendheim ein, „scheinen mir nicht in die Erzählung zu gehören. Sie schildern da sechs Bilder von sechs Meistern. Bekommt der Leser durch diese

Schilderung einen Einblick in den Charakter der Personen? Ja bekommt er nur eine Anschauung der Bilder oder des Zimmers? Allerdings klingt dies sehr gelehrt wenn Sie von den Malern sprechen, die sonst nur wenige kennen, allein das sieht doch aus wie etwas Prahlerei. Und nicht jeder hat die Kenntnisse um so schreiben zu können."

„Ich auch nicht", sagte lachend der Magister, „ich habe die Maler im Conversationslexicon nachgeschlagen, das machen andere auch so. Solch ein Schein von Gelehrsamkeit und Wissen verbreitet einen Nimbus um den Verfasser. Aber wir kommen ab. Sie sträuben sich gegen die Nebenumstände und doch sind diese sehr wesentlich. Sie beachten sie gar nicht. Führen Sie die Leute sprechend an, so sagen Sie immer trocken: „Darauf erwiederte er, hier entgegnete sie, er antwortete." Wie hölzern klingt das. Da habe ich eben die neuen Novellen von Herrn Dr. Januar bekommen und mir fällt ein Gespräch ein, das dieser berichtet. An dem können Sie lernen wie man es macht. Hören Sie." Merks nahm ein Buch und las wie folgt:

„Eugen warf sich mit der Nonchalance eines jungen Mannes von Welt in den Fauteuil, sah Arthur schläfrig an und sagte gähnend: „nun?"

Arthur streckte das rechte Bein vor sich hin auf das Sopha, nahm eine Cigarre aus dem Kästchen, das auf dem kleinen Mahagonytischchen neben ihm stand und erwiederte trocken: „was meinen Sie?"

„Sie waren im Theater", sagte Eugen, indem er ein goldenes Etui aus der Tasche nahm.

„Ich war", entgegnete Arthur, indem er die Cigarre abbiß und nach dem Feuerzeuge griff. Eugen hatte aus

dem goldnen Etui einen feinen elfenbeinernen Zahnstocher genommen und indem er — natürlich mit vorgehaltener Hand — seine Zähne reinigte, fragte er: „wie?“

Arthur hatte sich vermittelst eines Zündhölzchens die Cigarre angezündet und indem er die ersten Wolken der köstlichen Havanna behaglich von sich blies, sagte er: „leidlich!“

„Das Stück“, fragte Eugen, indem er sich die Stelle am Beine rieb, wo er sich Tags vorher gestoßen hatte.

„Mittelmäßig“, erwiederte Arthur, indem er die Asche von seiner Cigarre abklopfte.

„Die Schauspieler“, fragte Eugen weiter, indem er sich das Halstuch zurecht zupfte, das sich etwas verschoben hatte, wobei er einen Blick in den gegenüber hängenden Spiegel warf.

Arthur legte etwas unwillig seine Cigarre bei Seite, die nicht recht Luft hatte und indem er eine frische nahm sagte er: „schlecht gelernt.“

Eugen zog sein echt ostindisches Taschentuch von gelber Seide aus der Tasche, griff nach einem Fläschchen kölnischen Wassers, das auf der neben ihm befindlichen Etagère stand und indem er sein Tuch mit dem köstlichen Naß tränkte, fragte er: „auch Flora?“

Arthur setzte seine Cigarre in Brand und nachdem er sich überzeugt hatte daß sie besser Luft gab, erwiederte er: „gar nicht mit gespielt.“

Eugen richtete sich verwundert empor und indem er Arthur starr ansah rief er: „Wie?“

„Krank gemeldet“, sagte Arthur, indem er sinnend den blauen Wölkchen nachschaute, die sich duftend im Zimmer verbreiteten.

„Wird nichts bedeuten“, entgegnete Eugen, indem er sich bequem in den Fauteuil zurücksinken ließ.

„Glaube auch“, sagte Arthur, indem er ein feingearbeitetes Wiener Meerschaumpfeifchen mit einer Spitze von Bernstein ergriff, und seine halb gerauchte Cigarre hineinsteckte.

In diesem Augenblicke trat der Diener geräuschlos herein und brachte auf silbernem Teller einen Brief, der eben angekommen war.“

Merks legte hier das Buch bei Seite und fragte: „finden Sie denn das nicht vortrefflich?“

Abendheim entgegnete schüchtern: „aber das Gespräch der beiden Personen ist doch so nichts sagend, so inhaltsleer wie möglich.“

„Darauf kommt es ja gar nicht an“, rief Merks eifrig, es handelt sich blos darum das Wesen der beiden jungen Leute, die eigentlich schon halbe Roué's sind, zu schildern, und das ist dem Autor trefflich gelungen.“

„Wäre das nicht mit ein paar kurzen Worten möglich gewesen“ fragte Abendheim.

„Wir wollen keine kurzen Worte, wir wollen ausführliche, bis in's Einzelne gehende Schilderungen.“

„Dann überlassen Sie aber der Phantasie und dem Nachdenken des Lesers gar nichts?“

„Gar nichts, ganz recht. Dem Leser muß alles so deutlich wie möglich gemacht werden.“

„Aber verzeihen Sie, dürfen wir denn die gewöhnlichsten Dinge auseinander setzen? Wenn sich jemand eine Cigarre anzündet, so versteht sich doch von selbst daß er sie erst aus der Tasche nimmt, abbeißt und dann mit einem

Streichhölzchen anzündet. Das weiß doch der Leser von selbst, warum soll ich ihm das erst noch erzählen? Zuletzt müßte man noch sagen: er ging ruhig weiter, indem er abwechselnd das linke und das rechte Bein bewegte."

„Dahin werden wir auch noch kommen! Ja wenn die Physiologie erst mehr Gemeingut geworden ist, werden wir nicht mehr sagen: er hob die Hand, sondern: indem durch den Nervenstrom aus dem Gehirn dieser und dieser Muskel in Bewegung gesetzt wurde, hob er vermöge der Hebelkraft des Oberarmes die Hand. So wird man, je mehr man das Einzelne in der Natur erforscht, in der Erzählung immer mehr in's Einzelne gehen. Das ist eben der Fortschritt der Neuzeit."

„„Man müßte also dem Leser, verzeihen Sie den unzarten Ausdruck, alles in's Maul schmieren.""

„Schmieren Sie zu, schmieren Sie zu, dann treffen Sie das Rechte", rief Merks eifrig aus, während Abendheim immer betroffeuer wurde, „schmieren Sie nur zu. Schilderung bis in's Einzelnste ist das Wesen unserer Erzähler. Wenn Sie zwei Personen redend anführen, so begnügen Sie sich nicht die gesprochenen Worte mitzutheilen, sondern schildern Sie ausdrücklich die Mienen der Sprechenden bei jedem Satze, der gesprochen wird, die Bewegungen der Hände, die wechselnden Stellungen des Körpers und so weiter. Dadurch wird alles erst recht anschaulich. Merken Sie ein für alle Mal: anschaulich machen ist die Hauptsache, darum immer alles beschreiben. Man kann in dieser Beziehung ein förmliches Recept für Novellen und Romane vorzeichnen. Zum ersten beschreibt man die Gegend, in der etwas vorfällt. Spielt eine Handlung in verschiedenen Gegenden,

so beschreibt man jede einzeln. Zweitens beschreibt man das Wetter. Dabei kann man sich in breitesten Schilderungen ergehen. Drittens beschreibt man das Schloß oder das Haus, wo eine Handlung vorgeht auf das Genaueste. Viertens beschreibt man die Zimmer, das Hausgeräth, die Tapeten, die Teppiche u. s. w. Fünftens beschreibt man die Menschen und zwar dreifach. Erstens ihre körperliche Beschaffenheit; hier stellt man einen förmlichen Steckbrief auf. Nase, Mund, Stirn, Augen, Ohren, Haare werden nach ihren Eigenschaften gewissenhaft aufgezählt, namentlich von den Heldinnen der Erzählung. Von diesen werden auch Hals, Schultern und Füße beschrieben. Das Uebrige verschweigt man aus Decenz. Höchstens kann man den Busen einmal wallen lassen, oder das Kleid sich bis zur Wade verschieben, weiter darf man nicht gehen. Zweitens beschreibt man die Kleidung ganz genau, Form, Stoff, Farbe. Läßt man die Geschichte in einer großen Stadt spielen, so nennt man auch wol die Handlungen, denen die Stoffe u. s. w. entnommen sind und sagt etwa: „sein Frack aus dem Atelier des Herrn Ahuber, seine Handschuhe aus dem Laden von Behuber, ihr Hut von den geschickten Händen der Frau Cehuber u. s. w. Dann beschreibt man auf's Genaueste den Charakter der Personen. Die Charaktere müssen immer ungewöhnlich sein. Die Helden und Heldinnen einer Erzählung empfinden und denken immer anders, wie die übrigen Menschenkinder. Ist das alles geschehen, so beschreibt man die Sitten und in vornehmen Häusern die Etikette. Der Bediente tritt nie anders als ehrfurchtsvoll auf, er bringt einen Brief stets auf einem silbernen Teller, er verneigt sich immer mit tiefem

Respect. Wo nun außer diesem sich irgend noch Gelegenheit zu einer Beschreibung darbietet, darf der Dichter sie sich nicht entgehen lassen. Ich hoffe Sie haben mich verstanden, junger Mann?"

Herr Abendheim gab sich noch nicht gefangen und erwiederte: „allein Lessing warnt doch ausdrücklich den Dichter vor so vielem Beschreiben. Er sagt daß das Nebeneinander das Feld für die Malerei, das Nacheinander das Feld der Dichtung sei, daß demnach die Dichtung nur Handlungen schildern könne, nie aber Gegenstände. Und mir scheint er habe Recht. Wenn ich auch die glänzendsten Beschreibungen von Gegenden, von Schlössern, Häusern gelesen habe, niemals hat sich mir eine lebhafte Anschauung in der Phantasie gebildet. Wenn jemand eine Person noch so reizend geschildert hat, nie habe ich mir denken können wie sie ausgesehen hat. Und daß der Dichter einen Charakter beschreibt, erscheint mir auch nicht richtig, er soll ihn vielmehr in seinen Worten, seinem Benehmen, seinen Handlungen sich selbst entwickeln lassen. Auch die genaue Beschreibung der Formen des geselligen Lebens erscheint mir überflüssig, da wir sie alle kennen und täglich üben. Ja wenn wir von fremden Völkern und vergangenen Zeiten schreiben, mögen manche dieser Einzelnheiten angebracht sein, da wir dieselben nicht kennen und uns daran ergötzen sie kennen zu lernen."

„Hm, hm Lessing", erwiederte Merks, „nun ja, er war einmal eine Autorität und wir dürfen ihn nicht verleugnen. Aber wer liest ihn noch? Und dann haben wir ihm noch ganz andere, neuere Autoritäten entgegen zu setzen. Denken Sie wie genau Walter Scott die Kleidung seiner Personen

beschreibt! Er vergißt gewiß keinen Knopf! Denken Sie selbst an Boz, der niemals zu erwähnen vergißt, wenn sich jemand beim Sprechen im Kopfe gekratzt hat. Denken Sie an die Franzosen, die bis in das Kleinste ausmalen. Von deutschen Autoritäten will ich gar nicht sprechen."

Herr Abendheim wurde immer kleinlauter und sagte: „verzeihen Sie, Herr Magister, wenn ich mir noch eine Bemerkung erlaube. Ich habe einen Freund, der so ziemlich meine Ansichten theilt und auch dagegen eifert daß man ausführlich die Nebendinge und Aeußerlichkeiten beschreibe, so daß das Wesentliche kaum heraus zu finden sei. Als ich einst mit ihm sprach, berief ich mich darauf, daß es alle, namentlich die Franzosen so machten. Da erwiederte er mir: das käme nur von den Feuilletons. Diese bezahlten den Autor nach der Zeile und daher sei es das Geldinteresse des Autors so viel Zeilen als möglich zu liefern. Wenn sich z. B. zwei Freunde begegneten, so ließe der Autor sie etwa folgendes Gespräch führen:

„Ah Rudolph!"

„„Sieh da, Alfons!""

„Guten Morgen!"

„„Gleichfalls!""

„Gut geschlafen?"

„„Leidlich.""

„Wohin?"

„„Nach dem Fechtboden!""

„So früh?"

„„Es ist eilf Uhr!""

„Schon so spät?"

„„Gewiß! Und du?""

„Nach dem Café!“
„„Weshalb?““
„Zeitungen lesen.“
„„Ah so!““
„Meine Gewohnheit.“
„„Heute Abend?““
„Im Theater!“
„„Was wird gegeben?““
„Robert der Teufel!“
„„Besorge mir einen Platz!““
„Gern.“
„„Ich verlasse mich darauf.““
„Das kannst du!“
„„Guten Morgen!““
„Lebe wohl!“
„„Noch eins!“
„He?“
„„Bei Ratti frische Austern.““
„Gut.“

Ein solches Gespräch könne man bequem in drei Minuten schreiben und die Zeile nur zu einem Groschen gerechnet, sei da leicht ein Thaler verdient. In der That habe ich derartige Gespräche, kürzer oder länger öfter in französischen Feuilletons gefunden und die Erklärung meines Freundes schien mir sehr glaublich.“

„Ihr Freund, mein junger Mann“, erwiederte Merks, „scheint mir ein Satiriker zu sein. Es zeigt von viel Aufgeblasenheit wenn wir uns erlauben über die Franzosen so zu urtheilen. Unser Publicum ist darin verständiger. Alles von den Franzosen wird übersetzt und gelesen, das

Publicum fragt nach der Nationalität höchstens aus günstigem Vorurtheile für die Franzosen. Nicht gegen den Strom schwimmen, junger Freund. Hübsch haushalten mit dem Stoffe, lieber aus einem Stoffe drei Bände, als nur sechs Bogen schreiben, das ist klug und sparsam. Denken Sie an das Bild, das ich Ihnen anfangs gab, an die Brühe die zu dem Fleische gehört. Mißfällt Ihnen der Vergleich noch immer so?"

„Nein, nein", versicherte Herr Abendheim, „das Bild kommt mir jetzt schon viel passender vor. Ich werde mir Ihre Lehren zu Herzen nehmen und bin Ihnen sehr dankbar für dieselben."

Damit empfahl er sich.–

Es vergingen Monate ohne daß Merks von ihm etwas hörte. Endlich kam er einmal wieder. Merks empfing ihn lächelnd und fragte ob sich Abendheim seine Lehren gemerkt habe. „Vollkommen", erwiederte dieser, „ich habe sie mir ganz zu eigen gemacht und komme eigentlich nur um Ihnen zu danken. Seitdem ich mich mit Ihren Ansichten vertraut gemacht habe, geht es mir viel besser. Früher setzte ich mich nie zum Schreiben, bis das was ich schreiben wollte vollkommen im Kopfe fertig war. Da brauchte ich allerdings Wochen, ja Monate, um zu erfinden, zu überlegen, zu prüfen, zu verwerfen und meine Arbeit war nicht ohne Mühe. Seitdem ich aber Ihrem Rathe folge geht die Sache wie von selbst. Man versetzt sich in Gedanken in eine Gegend, beschreibt, läßt den auftreten, jenen auftreten, das reiht sich an einander wie von selbst. Ich schreibe jetzt Morgens von acht bis zwölf und Nachmittags von drei bis sieben Uhr, ein Roman von drei Bänden ist in sechs

Wochen fertig, und dazwischen mache ich immer noch einige kleine Erzählungen für Zeitschriften."

„Die Zeile für einen Groschen" fragte Merks lächelnd.

„Es wird auch weniger bezahlt", entgegnete Herr Abendheim, „aber es „läppert" sich doch zusammen. Seitdem Sie mir den rechten Weg gezeigt, habe ich eingesehen daß das Romanschreiben ein Kinderspiel ist."

„Ja ja", sagte lachend der Magister, „wenn die Fleischbrühe nicht zureicht, gießt man Wasser dazu."

Nach kurzem Gespräche empfahl sich Herr Abendheim. Als er fort war rief Merks seine alte Haushälterin und sagte ihr: „wenn der Herr wieder kommt, bin ich niemals zu Hause."

Drittes Kapitel.

Was für lästerliche Begriffe der Magister von gewissen Literaten hat.

Magister Merks pflegte Abends in ein Haus zu gehen, wo Bier und Wein gereicht wurde und er spielte daselbst zuweilen eine Partie Schach mit einem Kaufmann Namens Entenmüller. Obschon die beiden Männer so ganz genaue Bekannte waren, sahen sie sich doch nie anders als beim Schachbrete im Wirthshause. Merks war daher einiger Maßen erstaunt, als Herr Entenmüller ihn eines Tages besuchte und ihm sagte er bedürfe seines Rathes, denn er wisse sich nicht mehr zu helfen.

„Was ich von gutem Rathe vorräthig habe", sagte Merks lächelnd, „will ich Ihnen gern überlassen. Also fragen Sie nur."

„Es betrifft meinen Sohn", erwiederte Entenmüller, „mit dem ich nichts anzufangen weiß. Ich fürchte er ist gänzlich mißrathen, ist ein förmlicher Taugenichts."

„Wie alt ist denn der junge Mensch", fragte Merks.

„Schon zwanzig Jahre", antwortete der betrübte Vater.

„Und was für einem Berufe hat er sich gewidmet", forschte Merks weiter.

„Das ist ja eben das Unglück", klagte Entenmüller, „daß er zu keinem Berufe kommen kann, weil er nirgends gut thut, nirgends zu brauchen ist. Anfangs wollte ich er solle studiren. Aber in der Schule war er faul, schwänzte die Stunden und wurde fortgejagt. Ich that ihn aufs Land, daß er Oekonom werden sollte. Nach einem halben Jahre schrieb mir der Gutsherr ich möchte meinen Sohn nur wieder nehmen, er habe zu nichts Lust und es würde nichts aus ihm. Ich that ihn dann zu einem Freunde, einem tüchtigen Kaufmann in die Lehre. Nach einem Jahre rieth der mir meinen Sohn wieder weg zu nehmen, er habe keinen Trieb, lerne das einfachste Rechnen nicht, aus ihm werde nie ein Kaufmann. Ich schickte ihn auf die Gewerbeschule, ich brachte ihn bei einem Mechanikus unter, es wurde überall nichts. Endlich wollte er wieder studiren. Ich schickte ihn nochmals aufs Gymnasium, mit Mühe bekam er endlich die letzte Censur, so daß er auf der Universität eingeschrieben werden konnte. Nun ist er seit Jahr und Tag Student."

„Das heißt er trinkt ungeheuer viel Bier, läuft den Mädchen nach, verschläft jeden Morgen seinen Rausch vom vorigen Abend und vertreibt sich den Katzenjammer durch neues Trinken —" ergänzte lächelnd Merks die Rede seines Freundes.

„Ach nein", erwiederte dieser, so gar arg treibt ers nicht, aber er ist faul, er arbeitet nicht, er liest Romane, bummelt herum und kann sich zu nichts entschließen. Zur Theologie hat er keine Lust, die Medicin widert ihn an,

zur Rechtskunde kann er sich noch weniger entschließen. Kurz, ich schäme mich daß ich von meinem eigenen Sohne so sprechen muß, er ist zu gar nichts in der Welt zu brauchen. Jetzt rathen Sie, lieber Freund, was soll ich mit dem Menschen anfangen?"

Merks schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und sagte: „Also Sie haben alles Mögliche mit ihm versucht?"

„„Alles Mögliche.""

„Und er ist zu gar keinem vernünftigen Berufe zu brauchen?"

„„Zu gar keinem!""

„Da weiß ich allerdings nur ein Mittel."

„„Welches? Welches? Heraus damit.""

„Er muß Recensent werden."

Entenmüller starrte den Magister erschrocken an und rief: „was sagen Sie?"

„Recensent soll der Bursche werden", antwortete trocken Merks.

„Aber bedenken Sie doch", erwiederte kopfschüttelnd Entenmüller, „ein so junger Mensch! Wenn jemand andere beurtheilen soll, so muß er doch eine reife Erfahrung besitzen und die kann man doch erst im Alter haben."

„Das sind altväterische Vorurtheile. Was man sonst mühsam erwarb findet die heutige Jugend im Schlafe. Schon Schiller erkennt dies an, indem er sagt:

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren!
Ach was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm.

Ihr Sohn ist durch die Schule gelaufen, das genügt vollkommen zur Ausbildung für einen Recensenten."

„Aber bedenken Sie", fiel Entenmüller ein, „der Junge

ist nichts weniger als bescheiden, ich könnte fast sagen, er ist frech."

„Desto besser", sagte der Magister, „taugt er zu einem Recensenten."

„Und noch eins", erwiederte der Kaufmann, „mein Sohn ist nicht zartfühlend, er borgt wo er kann, ja er nimmt ohne Scheu Geschenke. Ich fürchte er würde sich bestechen lassen."

„Desto eher kann er Recensent werden", antwortete trocken der Magister.

„Er wäre im Stande", sagte ängstlich Entenmüller, „von geachteten Leuten, von tüchtigen Künstlern und Dichtern in leichtfertigem Tone zu sprechen, denn er hat vor niemandem Ehrfurcht."

„Immer besser", meinte Merks, „dann hat er alle Eigenschaften, die ein Recensent braucht."

Entenmüller sah den Magister lange an und sagte endlich: „lieber Magister, Sie wollen mich wol zum Besten halten? Sie sind ein Gelehrter, ich bin ein Kaufmann. Sie verstehen also die Dinge besser, von denen ich nichts gelernt habe. Ich habe mich immer an den Werken der Künstler und Dichter herzlich erfreut, ja oftmals erbaut, besser als in der Kirche, und ich habe deßhalb immer Ehrfurcht vor den Künstlern und Dichtern gehabt, die so Schönes und Herrliches geschaffen haben. Wenn ich Namen wie Mozart, Beethoven, Händel, Bach, Schiller, Göthe, Lessing u. a. m. gehört habe, so war es mir immer als müßte ich den Hut abziehen. Ich habe geglaubt daß Künstler und Dichter, denen Gott ein besonderes Talent verliehen, unsere höchste Achtung verdienten — und nun sollte

mein Taugenichts von Sohn über solche Männer urtheilen — das will mir nicht zu Sinne."

„Sie sind ein braver Mann", sagte Merks ihm die Hand drückend „und gut wäre es wenn Ihre Gesinnung allgemein verbreitet wäre. Was aber Ihren Sohn betrifft, so kann ich Ihnen keinen andern Rath geben. Sie sagen selbst daß er zu keinem ordentlichen Berufe tauge, und ich finde daß er alle erforderlichen Eigenschaften zu einem Recensenten in sich vereinigt."

„Erklären Sie mir die Sache doch deutlicher", antwortete Entenmüller, „daß ich es verstehen lerne. Ueber welche Erscheinungen der Kunst sollte denn mein Sohn urtheilen?"

„Ueber alle", war des Magisters Antwort.

„Aber er versteht doch nicht alles", sagte der Kaufmann.

„Das thut nichts zur Sache", erwiederte der Magister, „über die Dinge, die sie gar nicht verstehen, urtheilen die Recensenten am liebsten."

„So erklären Sie mir doch", rief Entenmüller, „ich fasse Sie nicht. Wenn mein Sohn nun über ein Bauwerk urtheilen sollte?"

„Dazu möchte ich ihm nun allerdings nicht rathen, allein er wird auch nicht in die Verlegenheit kommen. Bauwerke werden in bestimmten Fachblättern beurtheilt und zu diesen erhält er schwerlich Zutritt. Indessen wird er auch lernen hierüber einige Sätze hinzuwerfen, die wie ein Urtheil klingen. Ein paar technische Ausdrücke wie „Styl, reiner Styl, gelungene Verhältnisse, griechische, römische Muster, Renaissance, Rokoko, Gothik" u. s. w. lernt er leicht. Diese werden hier und da angebracht und geben seiner Schreiberei das Ansehen von Kenntnissen."

„Oder wenn er über Bildhauerei und Malerei urtheilen sollte?"

„„Auch davon möchte ich ihm rathen sich fern zu halten. Indessen helfen sich hier auch manche Ignoranten mit Kunstausdrücken. „Plastisch, Colorit, Zeichnung, Gruppirung, Helldunkel, Perspective, Harmonie der Farben, blühendes Fleisch, Faltenwurf", das klingt immer nach etwas.""

„Wie ist es denn mit der Musik?"

„„Ein gutes Urtheil über Musik zu fällen ist allerdings schwierig. Man muß dazu tiefere Kenntnisse haben. Indessen zu einem oberflächlichen Urtheil genügen hier auch einige Kunstausdrücke, wie „Auflösen der Dissonanz, reizende Harmonie, anregender Rhythmus, Fülle oder Mangel an Melodie, glückliche Instrumentirung, vortreffliche Führung der Stimmen, Polyphonie, zu rasches oder zu langsames Tempo", u. s. w.""

„Wenn aber mein Sohn von der Baukunst, der Plastik, der Malerei und der Musik fern bleiben soll, weil er nichts davon versteht, so bleibt nur die Dichtkunst und das Theater übrig. Um die zu beurtheilen muß man aber doch auch tüchtige Kenntnisse haben?"

„„Falsch, mein Bester, das eben ist das Feld, das ich im Auge hatte. Ueber Dichtung und Darstellung urtheilt man ohne alle Kenntnisse.""

„Wie?"

„„Wenn die Herren nichts wissen, so fühlen sie.""

„Sie fühlen?"

„„Sie fühlen. Das halten sie für den göttlichen Funken, für das sogenannte kritische Talent. Wenigstens geben sie es dafür aus.""

„Also soll mein Sohn die Werke der Literatur beurtheilen?“

„„Je nun wenn es vorkommt auch.““

„Aber das erfordert einen Fleiß, den der Junge nicht besitzt. Er müßte doch die Bücher lesen.“

„„Sie sind noch weit zurück in Ihren Begriffen. Wie können denn die Kritiker die Bücher lesen, die sie recensiren? Das ist ja rein unmöglich. Sie würden einen, zwei, drei Tage Zeit brauchen, um ein Buch durchzubringen, um dann eine Kritik von wenig Seiten zu schreiben. Dabei müßten sie ja verhungern.““

„Wie machen sie es aber denn?“

„„Sehr einfach. Will man ein wissenschaftliches Werk beurtheilen, so liest man die Vorrede. In dieser spricht sich der Verfasser regelmäßig über den Zweck, den Plan und den Inhalt seines Buches aus. Die Vorrede ist wie eine jener Ouverturen, die die wesentlichsten Melodien einer Oper zu einem Musikstücke zusammen verbindet. Hat man nun die Vorrede gelesen, so ist nichts leichter als über den Inhalt und Plan des Werkes etwas zu sagen, und Lob und Tadel auszusprechen je nach dem.““

„Je nach dem?“

„„Davon will ich Ihnen später sprechen. Will man nun ein belletristisches Werk recensiren, so durchblättert man es flüchtig, man lobt und tadelt je nach dem, man führt einige Stellen, einige Verse an wie zum Beweise seines Urtheils und die Recension ist fertig. Es gehört einige Uebung dazu den ungefähren Inhalt eines Buches bei flüchtigem Durchblättern halb zu errathen, indessen lernt sich das bald. Sollte denn selbst das zu viel Mühe für Ihren Sohn sein?““

„Ich fürchte, ich fürchte; der Taugenichts ist gar zu faul.“

„„Dann bleibt ihm nichts übrig als Theaterrecensent zu werden.““

„Ich habe es mir als besonders schwer gedacht über das Theater zu schreiben.“

„„Falsch, falsch, mein Bester. Das kann bei uns schon jeder Secundaner, manchmal habe ich das Talent auch schon bei Quartanern gefunden. Ich will Ihnen sagen wie das gemacht wird. Zuerst wird das Stück kritisirt.““

„Aber ich bitte Sie, lieber Magister, wie ist das möglich? Der Dichter hat an seinem Stücke Wochen lang, vielleicht Monate lang gearbeitet, hat alles sorgfältig überlegt und erwogen, hat an dem Stücke gefeilt, einzelnes verworfen, anderes verbessert, nun soll ein Recensent gleich wenn er das Stück ein Mal, vielleicht in unvollkommener Darstellung gesehen hat, ein Urtheil fällen? Schon am zweiten Tage soll das Urtheil gedruckt sein? Er hat ja gar keine Zeit sein Urtheil in sich reifen zu lassen, die Gründe für und wider abzuwägen?“

„„Bah, bah man kann das noch schneller. Ich kenne Zeitschriften, die die Recension über ein Stück schon am Morgen nach der Aufführung bringen. Die wird noch in der Nacht geschrieben, gesetzt, gedruckt.““

„Wie macht man denn das?“

„„Das ist ganz leicht. Man lernt nach und nach eine gewisse Menge von Phrasen, die man mehr oder weniger verändert immer wieder anbringt. Zuerst muß man sich in den Ton der Kritik hinein arbeiten. Dieser Ton ist ungefähr der des Rectors, der einem Schüler sein Pensum

corrigirt. Durch diesen Ton stellt sich der Recensent von vorn herein hoch über den Autor. Durch diesen Ton verblüfft er auch das Publicum, welches glaubt wer in solchem Tone spreche müsse der echte, rechte Richter sein. Die Phrasen, von denen ich sprach, finden sich dann leicht. Sie werden mit einigen Citaten durchflochten, die dem Recensenten ein recht gelehrtes Ansehen geben, besonders sind es einige Namen, die man immer im Munde — oder eigentlich in der Feder — führen muß. Da ist zuerst Aristophanes.““

„Ich glaube nicht daß mein Junge den gelesen hat. Er soll sehr schwer zu verstehen sein.“

„„Lieber Freund, von hundert, die den Aristophanes im Munde führen, haben ihn neunundneunzig niemals gelesen.““

„Allein mir sagte einmal jemand Aristophanes habe gar nicht das geschrieben, was wir Lustspiel nennen, sondern politische Satiren in dramatischer Form.“

„„Das ist ganz richtig. Sich bei Beurtheilung des neuern Lustspiels auf Aristophanes berufen ist eine große Eselei, allein Aristophanes ist einmal das Stichwort beim Lustspiel, er gilt bei den Dummen für das Vorbild des Lustspiels, also erwähnt man ihn immer ganz dreist, denn selbst unter vielen Gelehrten gibt es nur wenige, die ihn kennen. Neben ihm kann man auch hie und da einmal der Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripides erwähnen. Spricht man gar einmal von Plautus und Terenz, so verräth man schon ungewöhnliche Gelehrsamkeit. Nicht vergessen aber darf man den Aristoteles.““

„Den kennt mein Junge sicher auch nicht.“

„„Schadet nichts. Wenn er nur etwas von den drei Einheiten weiß und daß die Tragödie durch Schrecken und Mitleid unsere Leidenschaften reinigen soll. Mehr wissen die andern auch nicht. Von den neuern wird Molière und Shakespeare am meisten genannt. Molière immer neben Aristophanes als ewig unerreichbares Muster. Shakespeare aber darf nicht fehlen. Er heißt „der große Brite, der unsterbliche Brite", zuweilen auch „der göttliche William." Er muß häufig genannt werden, denn so ist es einmal Mode. Dann werden zuweilen auch Lessing, Schiller und Göthe genannt. Schiller kann man zuweilen einen kleinen Seitenhieb versetzen, als sei er nicht objectiv genug. Das ist auch so Mode. Dann werden auch noch Kotzebue und Iffland genannt, beide als abschreckendes Beispiel.""

„Wie? Iffland als abschreckendes Beispiel? Ich habe doch manches seiner Stücke mit großem Vergnügen gesehen."

„„Ach was das dürfen Sie nicht sagen. „Iffland'scher Familienjammer" ist sprichwörtlich geworden, das Verdammungsurtheil über ihn ist einmal gesprochen, da ist nichts mehr zu thun. Das sind ungefähr die Namen, die immer erwähnt werden müssen. Spricht einer von Corneille und Racine oder gar von Calderon, so thut er schon ein Uebriges und mehr, als man von einem Recensenten verlangen kann. Hat man nun einige Schulausdrücke inne, wie gelungene oder zu breite Exposition, Schürzung des Knotens, Peripetie, Herbeiführen der Katastrophe, gelungene oder verfehlte Charakterzeichnung, schöne Diction, interessante oder unnöthige Episoden, Bühnenkenntniß, Situationskomik und so weiter, so bildet sich der eigenthümliche Jargon

der Recensenten leicht von selbst. Man tadelt und lobt dann je nach dem.““

„Nun zum dritten Male sagen Sie je nach dem. Was heißt denn das?“

„„Sie sind Kaufmann, lieber Entenmüller, und haben allerlei Kunden, die bei Ihnen kaufen, den Bäcker, den Fleischer, den Tischler u. s. w. Fragt Sie nun jemand nach einem guten Bäcker, Fleischer oder Tischler, so empfehlen Sie doch zunächst Ihren Kunden? Nicht? Und fragt bei denen jemand nach einem guten Kaufmann, so werden Sie von jenen empfohlen. Nicht? Eine Hand wäscht die andere. Die Kundschaft hängt unter sich zusammen. Ist's nicht so?““

„Ja, ja, aber ich verstehe nicht wie das sich mit der Literatur vergleichen läßt.“

„„Es ist doch so leicht. Geben Sie Acht. Herr Dehuber gibt ein Bändchen Gedichte heraus, Herr Ehuber einen Roman, Herr Efhuber schreibt ein Trauerspiel. Jeder von ihnen ist auch Recensent oder hat einen Recensenten zum Freund. Lobt nun Herr Dehuber den Roman von Herrn Ehuber, so lobt dieser die Gedichte des Herrn Dehuber. Ebenso ergeht es Herrn Efhuber mit seinem Trauerspiele. Je nach dem, haust du meinen Juden, haue ich deinen Juden. Das hängt zusammen. Das ist die Kundschaft. Verstehen Sie nun?““

„Ah so, das ist was man Clique nennt? Oder Coterie?“

„„Nennen Sie es wie Sie wollen, wenn Sie die Sache nur verstehen. Das macht sich so von selbst. Gelobt und getadelt wird je nachdem einer Freund oder Feind des Herrn

Gehuber, Hahuber, Ihuber u. s. w. ist. Wer aber ganz allein stehen will und sich niemandem anschließen, der wird entweder gar nicht erwähnt, todt geschwiegen nach dem Kunstausdrucke, oder wenn das nicht geht heruntergerissen.""

„Auch wenn seine Werke nicht schlecht sind?"

„„Thut nichts, der Jude wird verbrannt.""

„Auch wenn er vortrefflich schriebe?"

„„Thut nichts, der Jude wird verbrannt.""

„Ja aber wo bleibt dann die Gerechtigkeit?"

„„Aber lieber Freund, wenn Sie freilich so dumm sind nach Gerechtigkeit zu fragen, hätte ich mich gar nicht mit Ihnen einlassen sollen.""

„Sie werden grob, Herr Magister."

„„Ach was, wenn man von Recensenten spricht, kann man nicht anders als grob werden!""

„Sie haben es wol nicht so böse gemeint, ich nehme es auch nicht übel. Es fängt mir nun an klar zu werden was Sie damit sagen wollen: gelobt oder getadelt wird je nach dem."

„„Das freut mich. Nur merken Sie sich: Tadel ist die Regel, Lob die Ausnahme. Erstens ist loben viel schwerer als tadeln und dann gibt tadeln dem Recensenten mehr Ansehen. Das dumme Publicum meint: wer so tadelt muß es doch verstehen, wie in der Schule die ganze Classe nicht muxe, wenn der Herr Rector einen herunter macht. Deßhalb darf man nur in ganz besondern Fällen unbedingt loben. Selbst wenn man günstig urtheilt, muß man immer einige Ausstellungen machen. „Wenn hier und da gekürzt würde, wenn die Exposition weniger breit wäre, wenn die Katastrophe rascher herbei geführt würde" und so weiter.""

„Wenn nun aber dem Publicum ein Stück gefällt, was dann?"

„„Das macht den Recensenten nicht irre. Hier hat er mehrere Wege. Er macht den Geschmack des Publicums herunter. Oder er berichtet den Erfolg als wäre er geringer gewesen. Wenn z. B. der Autor nach jedem Acte jubelnd gerufen worden ist, schreibt man: das Stück wurde mit vieler Nachsicht aufgenommen. Oder man sagt: die vielen Freunde des Verfassers gaben sich alle Mühe dem Stücke einen Erfolg zu verschaffen, was ihnen theilweise gelang. Am gewöhnlichsten aber sagt man: die vortreffliche Darstellung unserer Schauspieler hielt das Stück über Wasser, das sonst sicherlich gefallen wäre. Uebrigens dreht man das auch um. Hat ein Stück wenig gefallen oder gar nicht und das Stück ist von einem befreundeten Verfasser, den man loben will, so spricht man von stürmischem Beifall, wenn auch nur ein Mensch geklatscht hat, nehmlich der Recensent selber. Hat ein Stück gar nicht gefallen, so heißt der Kunstausdruck: es errang einen succès d'éstime. Ist aber ein Stück förmlich ausgezischt worden, so haben die Schauspieler unter aller Würde gespielt."

Herr Entenmüller schüttelte den Kopf und sagte dann „mein Junge muß aber doch nicht bloß das Stück, er muß doch auch die Schauspieler beurtheilen. Von der Schauspielkunst versteht er aber auch nichts."

Der Magister lachte und erwiederte: „lieber Freund, über die Schauspieler zu urtheilen ist das Leichteste, das kann jedermann. Wie der Schauspieler in der Gesellschaft früher ein Paria war und es zum Theil noch ist, so ist er es auch der Presse gegenüber. Er ist schutzlos allen An-

griffen Preis gegeben. Zur Zeit der strengsten Censur, als man nicht drucken lassen durfte daß ein Minister geniest habe, weil man daraus schließen könnte die Regierung habe den Schnupfen, zu dieser strengen Zeit waren doch die Schauspieler vogelfrei. Ihnen konnte man Schnupfen und Husten, physische und moralische und künstlerische Krankheiten und Unvollkommenheiten nachsagen so viel man wollte. Der Schauspieler ist wehrlos jedem gegenüber, der die Feder in die Hand nimmt.“

„„Auch meinem Jungen?““

„Jedem Jungen, warum nicht dem Ihrigen? Der Recensent lobt und tadelt je nach dem, nur daß man für den Tadel hier schon einen Kunstausdruck hat, der ungescheut angewandt wird, „herunterreißen“ oder abgekürzt „reißen.“

„„Auch hier geht es wieder je nach dem?““

„Mehr als sonst wo, wenn auch in anderer Art. Auch hier gibt es allerhand landläufige Redensarten, die man bald erlernt. Wie die Jäger eine eigenthümliche Sprache haben, so auch die Recensenten.“

„„Und wie die Jäger gern aufschneiden, so darf man auch den Recensenten nicht alles glauben?““

„Das haben Sie gesagt, nicht ich. Doch von diesen Redensarten zu sprechen, so schreibt man vom Erfassen der Rolle, von plastischen Stellungen, von scharfer Accentuation, von hinreißender Mimik, vom Aufgehen in der Rolle, vom Nachschaffen des Dichters, von denkenden Künstlern, von trefflichem Arrangement, von Ensemble, u. s. w. Sie sehen das ist alles ganz leicht.“

„„Aber die Kunst des Vortrags, des Sprechens soll doch sehr schwer sein.““

„Lieber Freund, von dieser verstehen die Schauspieler selbst nicht viel, was braucht sich ein Recensent darum zu kümmern!“

Herr Entenmüller war ganz nachdenklich geworden und sagte endlich: „wenn nun mein Junge Recensent wird, kann er dann davon leben?“

„Je nun“, erwiederte Merks, „es geht schon. Wenn er in einem Localblatte förmlich als Recensent engagirt wird, läßt es sich machen. So ist z. B. bei unserm Tageblatte die Stelle eines Theaterrecensenten offen, und wenn Sie wollen will ich mich für Ihren Jungen verwenden, daß er sie bekommt.“

„Was trägt denn die Stelle“, fragte Entenmüller.

„Hundert Thaler“, sagte Merks.

„Hundert Thaler“, fragte Entenmüller verwundert, „so viel verdient ja mein Hausknecht.“

„Je nun“, erwiederte der Magister, „es ist auch nicht viel Arbeit. Man bringt wöchentlich etwa drei Theaterberichte.“

„Das macht zwanzig Groschen für das Stück. Dafür kann man freilich nicht viel verlangen.“

„„Mit den hundert Thalern ist es aber nicht abgethan.““

„Wie?“

„„Es fällt noch allerlei daneben ab.““

„Verstehe ich nicht.“

„„Nun sehen Sie da ist erstens die Direction. Der liegt daran mit dem Recensenten auf gutem Fuße zu stehen. Deßhalb legt sie den hundert Thalern aus eigenen Mitteln etwas zu, was oft mehr ist als die hundert Thaler. Dafür ist dann der Recensent wieder gefällig und spricht zuweilen

von dem bewährten Kunstsinn der Direction, von den namhaften Opfern, die sie dem Institute bringt. Merken Sie wohl, Institut ist ein feiner Ausdruck für Theater.““

„Ja, ja, ich habe diese Ausdrücke manchmal gelesen, aber immer nicht begriffen. Unser letzter Director kam hierher mit 18,000 Thalern Schulden und ging fort mit 60,000 Thalern Vermögen, was hat er denn für Opfer gebracht?“

„„Ist denn der Zuschuß für den Recensenten kein Opfer?““

„Ja so, von einem andern wüßte ich auch nichts.“

„„Will dann der Director einen neuen Schauspieler engagiren, so erhält der Recensent einen Wink und der Neuling wird so lange gelobt, bis das Publicum sich an ihn und seine etwaigen Fehler und Gebrechen gewöhnt hat. Ist der Schauspieler nun auch schlecht, so vergißt das das Publicum durch die Gewohnheit. Will dagegen der Director einen Schauspieler los werden, den das Publicum gern hat, so fängt der Recensent ihn an zu tadeln, steigert das mehr und mehr und wenn der Schauspieler endlich fort geht, meint man es sei nicht viel an ihm verloren.““

„Hm hm so wird mir manches erklärlich.“

„„Außer von der Direction erhält ein Recensent auch noch andere Sporteln. Hier und da läßt sich ein Schauspieler verleiten ihm ein Geschenk zu machen, auch wird für ihn im Wirthshause die Zeche bezahlt, oder er wird zu einem Mittagsessen oder Frühstück eingeladen. Besonders aber von Gästen erhält der Recensent oft Geschenke, die sich damit seines Lobes versichern wollen.“

„Wie? Ein Recensent ließe sich bestechen?“

„„Wer wird gleich so hart sich ausdrücken! Bestechen!

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft sagt ein altes Sprichwort, und wer kann es einem Schauspieler übel nehmen wenn er einen Recensenten zum Freunde hat? Es gibt zwar einzelne schamlose Gesellen, die geradezu Geld fordern und nehmen und eine Taxe haben, namentlich für Beiwörter. Da heißt es denn: „unser A., der beliebte B., der talentvolle C., der gefeierte D., der in seinem Fache unübertroffene E., der geniale F., der Meister G., der Altmeister H., die liebliche J., die Herzen bezwingende K., die bezaubernde L., die feenhafte M. u. s. w. Diese Beiwörter enthalten an und für sich schon so viel Lobqualm, daß dann der Recensent nicht viel mehr zu sagen braucht. Je nachdem nun dieses oder ein höheres, schmeichelhafteres Beiwort angewandt wird, sollen einzelne Recensenten eine förmliche Taxe haben. Ich vermuthe aber immer daß das höchstens Ausnahmen sind.““

Entenmüller stand auf, ging ein paar Mal nachdenklich im Zimmer umher und fragte dann kleinlaut: „sind denn alle Recensenten so wie Sie sie im Allgemeinen geschildert haben?“

„„Sie meinen ob sie alle je nach dem urtheilen?““

„Ja.“

„„Hm es gibt auch unter den Recensenten große Verschiedenheiten, aber ein „je nach dem“ haben sie alle. Da sind z. B. höchst ehrliche Leute, die wahrhaft Liebe zur Sache haben und auch eine große Empfänglichkeit besitzen, leider aber neben dieser Empfänglichkeit keine Schaffenskraft. Da alle ihre Neigungen sie auf die Kunst hindrängen, ihnen aber das Schaffen versagt ist, so schreiben sie über die Kunst und sind mehr oder weniger Kritiker. Diese sind die

gefährlichsten. Sie machen sich ein System zurecht, sie bilden sich gewisse Grundsätze. Je nachdem nun etwas gegen diese Grundsätze verstößt oder ihnen entspricht tadeln oder loben sie. Je ehrlicher sie in ihren Ueberzeugungen sind, desto schonungsloser verdammen sie.""

„Gibt es denn keine bestimmten Grundsätze in der Aesthetik?"

„„O ja, es hat nur jeder andere. Erklärten doch die Schlegel daß Schiller kein Dichter sei und sie sprachen aus Ueberzeugung. Dann gibt es wieder Leute, die besonders einen Schriftsteller oder Dichter lieben, der eine Schiller, der zweite Shakespeare, der dritte Göthe, der vierte Calderon u. s. w. Je nachdem nun eine neue Dichtung der Eigenart ihres Lieblings sich nähert oder nicht loben oder tadeln sie. Andere ehrliche Leute — ach und deren gibt es unzählige — haben selbst sich in Lyrik oder im Drama versucht und nichts erreicht. Diese ehrlichen Leute wenden sich der Kritik zu. Ach Gott der Mensch ist schwach und der Neid ist eine menschliche Schwäche! Warum sollten sie freundlich urtheilen, da sie nicht freundlich beurtheilt wurden? Dann gibt es wieder andere, die wirklich etwas geleistet haben, denen aber ob ihrer Erfolge der Hochmuth in den Kopf gestiegen ist. Von der Höhe herab, auf der sie zu sitzen wähnen, erscheinen ihnen die Leistungen ihrer Nebenbuhler (denn wie der Kaufmann den Concurrenten in seinem Fache haßt, so haben diese Herren auch eine Abneigung gegen die Nebenbuhler des Ruhms, und meinen jedes Blättchen Lob, das ein anderer erhält, hätte eigentlich in ihre Weihrauchspfanne gehört) klein und gering und sie sorgen dann dafür daß sie „gerissen werden."

Sie sehen überall je nach dem, d. h. je nach dem Standpunkte des Kritikers.""

„Es scheint mir also daß im Allgemeinen diejenigen, die nichts können über die urtheilen, die etwas können."

„„Richtig, wie die Hämmlinge sich über anderer Leute Kinder aufhalten, weil sie selbst keine machen können.""

„Wie aber verhalten sich dann die productiven Künstler und Schriftsteller gegenüber den Kritikern."

„„Mein Gott sie ärgern sich. Es gibt keinen Dichter, der nicht irgend einmal seiner Galle gegen die Kritiker Luft gemacht hat. Sagt doch Göthe selbst, der milde, ruhige Göthe: „schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Recensent.""

Herr Entenmüller schlug derb nach einer Fliege, die ihn unaufhörlich umsummt und sich mehrfach auf seine Nase gesetzt hatte und da er sie nicht traf, rief er ärgerlich: warum doch der liebe Gott duldet, daß wir so von Ungeziefer gequält werden."

„Das muß er am besten wissen", sagte Merks, „ich habe es wenigstens noch nicht begriffen!"

Entenmüller nahm seinen Hut und sich verabschiedend fragte er noch einmal: „Sie meinen also daß mein Junge" —

„Recensent werden soll, wenn er zu gar nichts anderm zu brauchen ist", erwiederte Merks.

„Ehe ich das letzte Mittel anwende", antwortete Entenmüller, „will ich doch noch versuchen ob ich ihn bei einem Schuster in die Lehre bringe."

„Das freut mich", sagte Merks ihm die Hand schüttelnd, „es hätte mir leid gethan wenn ich mit Ihnen nicht mehr hätte Schach spielen können."

„Wie", rief Entenmüller verwundert, „wenn mein Junge Recensent — — dann hätten Sie nicht mehr?"

„Sprechen wir nicht mehr davon", sagte Merks lächelnd, es ist ja noch nicht so weit."

Darauf empfahl sich Herr Entenmüller.

Viertes Kapitel.

Wie tief Magister Merks in das Wesen der Reclame eingedrungen. Auch kommt eine Geschichte vor, wie ein Privatdocent durch einen Fackelzug Professor geworden ist.

Herr Styrum war früher ein Schüler des alten Magister Merks gewesen, hatte sich dann auf Chemie geworfen und war jetzt Professor an einer Universität und ein tüchtiger Mann in seinem Fache. Als solcher wollte er auch die schönste chemische Verbindung der Natur, das Heirathen nicht versäumen und hatte sich eine junge Frau genommen. Auf der Hochzeitsreise berührte er auch den Wohnort seines alten Lehrers, besuchte diesen natürlich und lud ihn zum Essen ein, damit derselbe seine junge Frau kennen lerne. Merks nahm Einladungen zum Mittagessen ungern an, konnte hier aber keine abschlägliche Antwort geben und so kam er denn. Der Professor hatte im Gasthofe auf seinem Zimmer decken lassen, damit man ungestört plaudern könne. Seine junge Frau war sehr liebenswürdig und gefiel dem Magister ganz wohl. Sie liebte Kunst und Literatur, hatte viel gelesen und las noch immer. Offenbar war das ein Gewinn für den Professor, der so viel mit Jod, Brom, Chlor und andern Wohlgerüchen zu thun hatte, daß er sich um die Literatur nicht bekümmern konnte und nun doch durch seine Frau zu erfahren die Aussicht hatte welche Fort=

schritte die Welt auch in dieser Beziehung macht. Die Frau Professorin meinte bald bemerkt zu haben daß Merks von allem etwas wußte oder, wie man zu sagen pflegt, in allen Sätteln gerecht war und brachte bald die Rede auf ihren Lieblingsgegenstand, und es entwickelte sich, namentlich als man abgegessen hatte,*) ein belebtes Gespräch.

„Sagen Sie mir doch, Herr Magister", fragte plötzlich die Frau Professorin, „was ist denn eigentlich Reclame?"

„Reclame ist ein französischer Jagdausdruck", erwiederte Merks; „wenn der Jäger bei der Falkenjagd den aufgestiegenen Falken zurückrief, so nannte man das Reclame."

„Nein, nein", fiel die Frau Professorin ein, „das meine ich nicht. Das Wort wird jetzt so häufig in der Literatur gebraucht, und ich verstehe immer nicht was es heißt und wie man Reclame macht. Bitte, erklären Sie mir das."

„Es ging mir wie Ihnen, Frau Professorin", entgegnete Merks, „ich hatte das Wort auch manchmal gehört und gelesen und wußte nicht recht was es bedeuten sollte. Ich will Ihnen erzählen wie ich die Bedeutung kennen lernte, die Sie wissen wollen. Vor etwa zehn Jahren besuchte ich Paris. Ich konnte nur drei Wochen auf meinen Aufenthalt wenden, und obschon mein Name in der deutschen Literatur nicht ganz ungenannt ist, konnte ich doch nicht glauben daß er in Paris bekannt war; zudem habe ich keine Uebung im Sprechen der französischen Sprache, kurz

*) Jedenfalls ist doch Champagner bei dem Essen getrunken worden und die Herren haben ihre Cigarren dabei geraucht. Hier hätte der Autor doch der Cigarren erwähnen können, besonders da die ganze Einleitung nach neuerem Novellenstil schmeckt. Ganz oder gar nicht.

Anmerkung des Setzers.

ich vermied es in Paris Bekanntschaften zu machen und namentlich berühmte Männer zu besuchen. Paris bietet auch außerdem des Sehenswerthen und Merkwürdigen so viel, daß drei Wochen nicht einmal zureichen alles zu besehen. Doch traf ich einen jungen Deutschen, den ich schon hier kennen gelernt hatte und der in Paris als Correspondent für mehrere deutsche Zeitungen lebte. Dieser junge Mann war mir mehrfach gefällig gewesen, hatte mir als Führer gedient, mir hier und da guten Rath gegeben, und so erwartete ich ihn eines Tages in einem Kaffeehause, von wo er mich abholen wollte, um mit mir nach St. Germain zu fahren. Indem ich auf ihn wartete, griff ich nach einigen deutschen Zeitungen, die da lagen. Denken Sie sich mein Erstaunen, als ich in einem dieser Blätter eine Mittheilung finde, die mich selbst betraf. Ich las da wörtlich gedruckt: „Magister Merks ist in Paris angekommen und von den bedeutendsten Autoritäten der französischen Literatur mit größter Achtung und Zuvorkommenheit aufgenommen worden.“ Ich blickte verwundert auf, da stand mein junger Freund, der inzwischen eingetreten war, vor mir, sah mich lächelnd an und fragte: „haben Sie gelesen?“ „Haben Sie diese Mittheilung in die Zeitung gesandt“, erwiederte ich. Er bejahte. „Aber ich habe ja keinen Menschen hier kennen gelernt“, rief ich, „wie können Sie eine solche Lüge schreiben?“ „Pah, Lüge“, sagte er, das nennt man Reclame.“ Nun wußte ich was Reclame ist. Es ist eine schöne Sprache, die französische, sie hat für alles Häßliche einen freundlichen Ausdruck. Stehlen heißt annexer, betrügen heißt corriger la fortune, eine Lüge heißt reclame. Seit der Zeit that ich die Augen etwas mehr auf und lernte immer besser kennen was Re-

clame ist. Wir haben im Deutschen wirklich keinen Ausdruck, der den Begriff dieses Wortes erschöpft. Windmacherei, Aufschneiderei, Marktschreierei drücken den Begriff nicht vollkommen aus. Die Amerikaner haben das Wort humbug, das dem Begriff Reclame nahe kommt, allein es ist doch nicht dasselbe."

„Wie wird denn nun eigentlich Reclame gemacht", fragte die Frau Professorin, „wenn Sie mir das erklären, begreife ich die Sache vielleicht leichter."

„Wenn ein Kaufmann oder ein Fabrikant seine Waare überall anpreist, so ist das noch kein Reclame", erwiederte Merks, „das erfordert sein Geschäft. Thut er es in überschwänglichen Phrasen, erzählt er dem staunenden Publicum z. B. ein Europäer sei auf eine Insel verschlagen worden, deren wilde Bewohner eben im Begriffe gewesen ihn aufzufressen, als der Kazike plötzlich sein eigenes Bild in den blank gewichsten Stiefeln des Schlachtopfers erblickt habe und darüber so erfreut worden sei, daß er den zum Braten bestimmten Europäer das Leben geschenkt habe, und die Stiefelwichse, die dieß Wunder bewirkt, sei echt allein bei ihm zu haben, so ist das eigentlich noch kein Reclame, sondern erst noch Marktschreierei. Reclame kommt erst bei Künstlern vor. Jeder Künstler strebt nach Ruhm. Das ist ein edler Ehrgeiz. Zugegeben. In vielen Fällen bringt Ruhm auch Geld. Also zwei Fliegen mit einem Schlage. Nach Ruhm zu streben kann man nun niemandem zum Vorwurfe machen. Selbst die christliche Demuth, das eigentliche Gegenstück des Ehrgeizes, strebt nach Ruhm; allerdings zunächst bei Gott, aber nebenbei auch bei der Welt. Denn die christliche Demuth gegen Gott hat eine starke Bei-

mischung von Hochmuth gegen andere Menschenkinder, die nicht so fromm sind.*)

Doch wieder auf den Ruhm der Künstler zu kommen, so ist es gar nicht leicht solchen zu erwerben. Unsere Zeit geht rasch vorwärts und vergißt deßhalb rasch das Dagewesene. Zudem sind gar zu viele, die berühmt werden wollen, einer ist dem anderen im Wege. Daß man Ausgezeichnetes leiste genügt nicht mehr, besonders für diejenigen nicht, die nichts Ausgezeichnetes leisten. Da gilt es denn sich vordrängen, die andern überflügeln, bei Seite schieben, die Aufmerksamkeit des Publicums mit Gewalt auf sich ziehen. Hier braucht man eben die Reclame und man macht das etwa so.

Herr Enmeier faßt den Gedanken ein neues Stück, einen Roman, eine Novelle zu schreiben. Voll von diesem Gedanken begegnet er dem Redacteur einer Zeitung. Natürlich ist er gut Freund mit diesem, denn ein Redacteur, besonders wenn dieser nebenbei Kritiker, ist eine Hauptperson für einen des berühmt Werdens Beflissenen. Herr Enmeier spricht allerlei mit dem ihm begegnenden Redacteur und beim Abschied wirft er dann die Worte hin: „noch eins, ich gehe an ein neues Drama; ich denke das Ding soll gut werden.“ Der Redacteur faßt diesen Wink auf und in einer der nächsten Nummern seiner Zeitung erscheint folgende Bemerkung: „Unser Enmeier hat ein neues Drama in Arbeit. Wir versprechen uns Gutes davon.“ Diese kleine Be-

*) Der Herr Magister wird sehr redselig und schweift oft ab. Ich werde wol mit dem Champagnertrinken Recht gehabt haben. Desto eher hätte das der Autor bemerken sollen.

Anmerkung des Setzers.

merkung geht in viele andere Zeitungen über. Sie werden fragen wie das kommt, was die Welt es kümmert ob Herr Enmeier etwas schreiben will. Sie werden sagen: er soll uns das fertige Werk vorlegen, dann wollen wir prüfen und urtheilen.

Sehen Sie, liebes Frauchen, um berühmt zu werden muß man oft und viel und immer und immer wieder genannt werden. Dazu dienen solche kleine Bemerkungen ganz vortrefflich. Die meisten Leser sind noch so dumm und glauben daß nur für sie geschrieben wird. Falsch, falsch, man schreibt auch oft nur für sich. Und warum andere Zeitungen diese Bemerkungen entlehnen? Einestheils hat Herr Enmeier viele Freunde unter den Schriftstellern und Redacteuren, die gelegentlich auch einmal für sich solche Bemerkungen brauchen, was denn Herr Enmeier seinerseits wiederum für sie besorgt. Eine Hand wäscht die andere, sagt das Sprichwort. Alle Freunde und Anhänger des Herrn Enmeier beeifern sich also diese Bemerkung zu verbreiten. Ja auch Zeitungen, die in keiner Verbindung mit dem Herrn Enmeier stehen, drucken diese Bemerkung ab. Wenn eine Zeitung gesetzt ist und die Form gemacht wird, so fehlen oft noch ein paar Zeilen, vielleicht noch eine halbe Spalte. Um nun die Form zu füllen sind solche Bemerkungen ganz vortrefflich. Vorsichtige Zeitungen haben solche Bemerkungen, längere und kürzere, schon vorräthig gesetzt, und sie kommen dann in die Zeitung je nachdem sie gut ausfüllen. Besonders war dieß der Fall, als die verstorbene Dame Censur noch lebte. Ich kannte eine Zeitung, die mit dieser Dame auf etwas gespanntem Fuße lebte, und daher längere oder kürzere Berichte, namentlich von Unglücksfällen, immer

in großer Anzahl vorräthig gesetzt hatte. Kam nun kurz vor der Zeit, wo das Blatt in die Presse mußte, dasselbe vom Censor zurück und dieser hatte mit seinem Rothstift recht gewüthet, so entstanden natürlich Lücken, die ausgefüllt werden mußten. Dann rief der Redacteur: „geschwind einige Unglücksfälle!“ Mit solchen Berichten ward nun die Zeitung gefüllt. Das Publicum erfuhr dann zu seinem Schrecken daß ein Haus eingestürzt, ein Dachdecker vom Gerüste gefallen oder ein Mann seine Frau umgebracht habe. Die Geschichten waren oft alt, wenn sie überhaupt wahr waren, und das Haus war oft schon wieder aufgebaut, der Dachdecker längst von seinem Beinbruche geheilt, als das arme Publicum sich mit unnützem Mitleid seinen Morgenkaffee verbittern lassen mußte. Sie werden nun begreifen wie leicht solche Bemerkungen, die eine Zeitung von der andern entlehnt, die Runde machen.

Kehren wir also zu Herrn Enmeier zurück. Einige Wochen nachdem das liebe Publicum erfahren hat er wolle es mit einem — nehmen wir an — einem neuen Drama beglücken, befördert der befreundete Redacteur eine neue, längere Bemerkung in seine Zeitung. Sie heißt etwa so: „unser genialer Enmeier hat gestern in einem kleinen Kreise befreundeter Personen die ersten Acte seines neuen Drama's vorgelesen. Die Anwesenden waren tief ergriffen von der Schönheit der Dichtung und prophezeihen ihm einstimmig den glänzendsten Erfolg.“ Diese Bemerkung macht wiederum mehr oder weniger die Runde durch andere Zeitungen. Nach abermals einigen Wochen erscheint eine dritte Mittheilung, welche folgendermaßen lautet: „der berühmte Enmeier hat sein neues Stück vollendet. Vor wenig Tagen las er dasselbe

in einem gewählten größeren Kreise von Kunstfreunden vor. Die Wirkung des schönen Werkes war eine durchgreifende. Alles war entzückt, wahrhaft hingerissen. Die deutsche Literatur hat mit dieser neuen Dichtung des genialen Verfassers eine wahrhafte Bereicherung erfahren. Das Stück wird bald die Runde über alle deutschen Theater machen und einen bleibenden Platz in unserem Repertoire gewinnen." Sie sehen, verehrte Frau, das wächst. Erst erfährt das Publicum unser Enmeier wolle etwas schreiben. Dann wird ihm mitgetheilt der geniale Enmeier habe schon etwas fertig, woran ein kleiner Kreis von Freunden die schönsten Hoffnungen knüpfte. Zuletzt wird dem Publicum mitgetheilt daß der berühmte Enmeier fertig und daß eine größere gewählte Gesellschaft von Kunstfreunden entzückt sei."

„Verzeihen Sie, Herr Magister", unterbrach hier lachend die Frau Professorin, „das kommt mir so vor wie es die Hühner machen, die auch schon lange vorher gackern, wenn sie ein Ei legen wollen."

„Sie haben Recht", fuhr Merks fort, „nur daß die Hühner immer frische und gute Eier legen, was man von unsern Autoren nicht sagen kann. Doch lassen Sie mich fortfahren. Sie werden sehen welche Pferdearbeit es ist berühmt zu werden. Nach diesem vorherigen Gackern beginnt erst die Hauptaufgabe. Das Stück muß auf die Bühne, das Stück muß gefallen, und thut es das nicht, so muß dem Publicum wenigstens weiß gemacht werden es habe gefallen. Zunächst beginnt der Autor seine Thätigkeit. Er schreibt an mehrere Intendanten und Directoren, denen er das Stück einschickt, wobei er jedem sagt: er würde es sich zur höchsten Ehre

rechnen wenn das Stück auf seiner so trefflich geleiteten Bühne zuerst zur Aufführung käme. Dann schreibt er an die verschiedenen Regisseure der Bühnen, wobei er wiederum jedem sagt wie sehr es ihn freuen würde das Stück von dem geschmackvollen Arrangement des Regisseurs zuerst in Scene gesetzt zu sehen; diese Scenirung würde gewiß die mustergültige für andere Bühnen werden. Zuletzt schreibt er an die verschiedenen Schauspieler und Schauspielerinnen an den verschiedenen Theatern, die nach seinem Dafürhalten die Hauptrollen spielen werden. Da sagt er wiederum jedem und jeder wie sehr es ihn freuen würde von ihm oder von ihr die betreffende Rolle zuerst gespielt zu sehen; seine oder ihre geniale Auffassung der Rolle würde wesentlich zu dem Gelingen des Stückes beitragen. Sie sehen, werthe Frau, wie sauer sich ein Autor sein Stückchen Ruhm verdienen muß. Zuletzt schreibt er nun an die guten Freunde in den verschiedenen Städten und empfiehlt ihnen sein Stück, natürlich „zu jedem Gegendienst bereit." Ist das Stück nun in irgend einer Stadt zur Aufführung angenommen, so beginnen die Freunde ihre Arbeit. Sie lassen in die Localblätter eine Reihe von Bemerkungen einrücken. Von denen heißt die erste etwa so: „Dem Vernehmen nach hat unser kunstsinniger Intendant (Director), der so glücklich in der Auswahl des Neuen ist, das neue Stück des genialen Enmeier zur Aufführung angenommen." Etwas später heißt es: „das neue treffliche Stück des berühmten Enmeier ist ausgetheilt worden. Unsere bewährten und denkenden Schauspieler versprechen sich den schönsten Erfolg. Namentlich wird unser talentvoller Herr Omeier in der Hauptrolle eine dankbare Aufgabe haben und unsere anmuthige Fräu-

lein Pemeier wird in der Heldin ihre unnachahmliche Grazie zu entwickeln Gelegenheit finden.“ Kurz vor der Aufführung heißt es dann: „Die Proben des neuen Stückes des beliebten Enmeier, auf das wir schon früher aufmerksam zu machen Gelegenheit nahmen, haben begonnen. Der bewährte Geschmack unseres wackern Regisseurs Kumeier bürgt für eine treffliche Scenirung. Das ganze vom feinsten Geschmack beseelte Publicum unserer Stadt ist in gespanntester Erwartung.“

„Das ist ja aber eine Lüge“, fiel die Frau Professorin ein. „So weit ich das Publicum kenne ist es viel zu gleichgültig, als daß es mit gespannter Erwartung auf eine Kunsterscheinung harren sollte. Niemand ist gespannt, als der Autor.“

„Wie können sie nur von Lüge sprechen, Frau Professorin“, sagte Merks, „Sie wissen ja daß nur von Reclame die Rede ist.“

„Nun gut“, antwortete die junge Frau, „ich will mit Ihnen nicht über Ausdrücke streiten. Erzählen Sie mir wie es mit dem Stücke des Herrn Enmeier weiter geht. Ich bin neugierig.“

„Je nun“, erwiederte Merks, „ein Stück kann verschiedene Schicksale haben. Es kann Glück machen, es kann durchfallen. Zwischen diesen beiden äußersten Enden liegen auch noch Mittelstufen. Gefällt das Stück, so schmettern die Lobposaunen in allen Tonarten und die Reclame flickt ein Stückchen nach dem andern an den Ruhm des Herrn Enmeier an. Gefällt das Stück wenig ohne gerade ausgezischt zu werden, so wird der Erfolg doch als ein glänzender geschildert.“ Das Publicum war so ergriffen,

daß es gar nicht zum Applaudiren kommen konnte.“ „Die Thränen des Publicums waren der schönste Beifall.“ „Noch ist das Publicum nicht ganz in den Geist des Stückes eingedrungen, was aber jedenfalls bei den nächsten Wiederholungen der Fall sein wird.“ Fällt aber ein Stück gänzlich durch — und im Vertrauen gesagt, das ist meistens bei den Autoren der Fall, die Reclame machen, so wird die Sache schwieriger. Zunächst sucht man den Mißerfolg zu leugnen. Man hat zwar Pfeifen und Zischen gehört, allein man hat das für Beifall genommen. Läßt sich aber die Thatsache des Durchfallens gar nicht in Abrede stellen, so wird doch noch manche Lanze für den Ruhm des Herrn Enmeier gebrochen. Das Durchfallen des Stückes liegt dann niemals am Stücke selbst, sondern an tausend andern Ursachen. Der „kunstsinnige“ Director wird jetzt beschuldigt keinen Sinn für das Drama zu haben und alles nur auf die Oper zu wenden. Der „bewährte“ Regisseur hat das Stück auf das Nachlässigste in Scene gesetzt. Der „talentvolle“ Herr Omeier hat seine Rolle gänzlich vergriffen, und das „anmuthige“ Fräulein Pemeier hat den Geist ihrer Aufgabe durchaus nicht erfaßt. Die übrigen Schauspieler haben unter aller Würde gespielt. Das „vom feinsten Geschmack beseelte“ Publicum unserer Stadt aber ist ganz herunter gekommen und findet nur noch an Possen und Operngeklingel Geschmack. Sie sehen, der Ruhm des Herrn Enmeier wird mit allen Mitteln gemacht, die möglich sind.“

„Ja, mit der Lüge“, fiel die unverbesserliche Frau ein.

„Reclame, nur Reclame“, sagte lächelnd der Magister.

„Es mag sein", bemerkte die Frau Professorin, „daß ein Theaterdichter zum Theil solche Mittel nöthig hat, um die vielen feindlichen Elemente zu bekämpfen. Allein der Lyriker, der Novellist braucht doch keine Reclame?"

Der Magister sah die junge Frau mitleidig an und sagte nach einer Pause: „soll ich Sie aus Ihrer kindlichen Unwissenheit reißen? Wozu nützt es Ihnen wenn ich Sie hineinblicken lasse in das Getriebe der Welt und Ihre schönen Träume und Einbildungen zerstöre? — Bedenken Sie, als der Mensch vom Baume der Erkenntniß naschte kam das Uebel in die Welt. Was gewinnen Sie dabei?"

„Wahrheit", erwiederte die junge Frau, „und Wahrheit, auch die bitterste, ist besser als Einbildungen und Träume. Bitte, klären Sie mich weiter auf."

„Je nun", antwortete Merks, „so viel Gelegenheit zur Reclame wie dem Dramatiker bietet sich allerdings dem Novellisten und Lyriker nicht. Indessen gibt es auch für sie kleine unschuldige Mittelchen an ihrem Ruhme zu arbeiten. Hier muß nun freilich die Freundschaft das Meiste thun. Alles was sie schreiben wird gelobt! Auch werden noch vor dem Schreiben die Zeitungen mit kurzen Nachrichten beglückt, wie ich Ihnen das vorhin bei dem Herrn Enmeier mittheilte. Z. B. „der beliebte Ermeier arbeitet an einem historischen Romane." „Der geniale Ermeier ist nach Schottland gereist, um den Schauplatz seines Romans aus eigner Anschauung kennen zu lernen." „Der treffliche Ermeier wird diesen Sommer in Süddeutschland zubringen um in einigen Bibliotheken Studien zu dem großen Romane zu machen, den er zu schreiben beabsichtigt." „Unser Ermeier ist von einem längern Unwohlsein wieder hergestellt

und wird zur völligen Stärkung seiner Gesundheit in ein Seebad gehen.“ „Der berühmte Ermeier weilte einige Tage in unserer Stadt. Die Freunde der Literatur vereinigten sich zu einem Festessen, wobei der geniale Dichter mit den geistreichsten Trinksprüchen gefeiert wurde.“ „Die Nachricht daß der treffliche Ermeier mit Tode abgegangen sei bewährt sich zur großen Freude seiner zahlreichen Freunde, ja des ganzen deutschen Publicums nicht. Ermeier ist so kräftig als je und wird durch seinen neuesten Roman seine ungeschwächte Schaffenskraft darthun.“

„Je nun“, warf die Frau Professorin ein, „daß man eine Todesnachricht widerlegt, ist doch in der Ordnung und kann für keine Reclame gelten.“

„Gewiß nicht“, erwiederte Merks, „wenn nicht die Todesnachricht selbst erfunden wäre. Es war keinem Menschen eingefallen Herrn Ermeier todt zu sagen. Sie sehen das sind so die Mittelchen dem Publicum seinen Namen immer wieder in's Gedächtniß zu rufen, bis er selbst in dem schlechtesten Erinnerungsvermögen des Philisters hängen bleibt. Ein anderes Mittelchen sind die vermehrten Auflagen.“

„Das verstehe ich nicht“, warf die junge Frau ein.

„Den Werth eines Buches ermißt man doch nach dem Beifall und diesen nach dem Absatz, den es findet. Den Absatz erkennt man aber daran wie oft es aufgelegt, d. h. neu gedruckt worden ist. Wenn ein Buch eine zweite Auflage erlebt, ist es schon gut gegangen. Kommt es zu einer dritten oder vierten, so ist das schon ein ungewöhnlicher Erfolg. Den macht man dann selbst. Der Buchhändler druckt gewöhnlich von einem Werke 1000 Exemplare. Wenn von diesen nun etwa 300 Exemplare wirklich verkauft

worden sind und niemand weiter darnach fragt, so druckt man einen neuen Titel mit der Bezeichnung „zweite Auflage“ und bringt das alte Buch als neue Auflage noch einmal in den Handel. Oder man macht sehr kleine Auflagen von etwa 250 Exemplaren. Geht das Buch nur etwas, so erlebt es in derselben Zeit vier Auflagen, in der ein anderes nur eine Auflage zu tausend Exemplaren erlebt. Natürlich druckt man auch gleich tausend Exemplare auf einmal, aber mit vier Titeln und vierfacher Signatur.“

„Was ist das, Signatur?“

„„Sie finden auf der ersten Seite jeden Bogens eines Buches den Titel desselben und die Zahl des Bogens in ganz kleinen Buchstaben gedruckt. Das ist namentlich für den Buchbinder nöthig, der daran bei dem Zusammenlegen der Bücher einen Haltpunkt hat. Das nennt man Signatur. Man druckt demnach vier Auflagen auf ein Mal.““

„Wenn man aber unter neuer Auflage einen neuen Druck versteht, so muß doch jede neue Auflage neu gesetzt werden?“

„„Richtig.““

„Dann ist es aber doch eine Art Betrug vier Auflagen auf einmal zu drucken.“

„„Nur Reclame, kein Betrug.““

„Nun wird mir manches klar, was ich nicht begreifen konnte. Sagten Sie nicht daß die Schauspieler auch Reclame machten?“

„„Ach ja, doch bei denen verstehen die Reclame nur die Hervorragendsten, die Virtuosen, die auf Gastspiele reisenden. Die übrigen sind meist Stümper in der Reclame und

beschränken sich fast nur auf die Bewerbungen um die Gunst der Recensenten. Die Gastspielreisenden aber machen die Reclame etwa folgendermaßen. Die Grundlage derselben ist das Portrait des oder der Reisenden, denn hier haben wir es auch mit dem weiblichen Geschlechte zu thun. Herr Esmeier oder Frau Temeier läßt sich zunächst auf Stein zeichnen, neuerdings auch nur photographiren. Diese Portraits stellen die Künstler in gewöhnlicher Kleidung dar. Ganz routinirte Gastspielreisende lassen sich auch in der Kleidung ihrer Hauptrollen photographiren. Will nun Herr Esmeier z. B. in Kuhschnappel gastiren, so beginnt die Reclame damit daß die Localblätter veranlaßt werden das Gastspiel des Herrn Esmeier als bevorstehend anzukündigen. Bei diesen Ankündigungen wird dann dem Publicum mehr oder weniger von dem Ruhme mitgetheilt, den Herr Esmeier schon anderwärts erworben hat. Acht Tage vor dem Gastspiele schickt Herr Esmeier sein Portrait nach Kuhschnappel, und es finden sich dann immer ein oder einige Kunsthändler, die dieses Portrait in ihren Schaufenstern aushängen. Das Publicum geht dann vorbei, bleibt auch wol stehen und wird nun zu dem Gedanken gezwungen: aha so sieht er aus, der große Künstler. Endlich kommt Herr Esmeier an. Das erste was er zu thun hat ist die Redacteure und Recensenten zu besuchen und sich ihrem nachsichtigen Urtheile zu empfehlen. Bei diesen Besuchen wird keiner vergessen. Böse Menschen erzählen nun auch: der besuchende Künstler ließe bei dem Recensenten aus Versehen ein Goldstück oder einen Fünfthalerschein liegen. Allein das halte ich für Verleumdung. Denn daß sich ein

Recensent bestechen ließe gehört gewiß zu den Erfindungen menschlicher Bosheit."

Die Frau Professorin schaute bei diesen Worten den Magister scharf an, der aber machte ein so unschuldiges Gesicht, daß die Frau von ihrem Verdachte zurück kam als habe Merks ironisch gesprochen. Dieser fuhr dann ruhig fort: „Hat sich nun Herr Esmeier die Recensenten durch artige Besuche verpflichtet, so gilt es noch einige Freunde zu werben. Zu diesem Behufe wohnt Herr Esmeier in einem der ersten Gasthöfe, speist daselbst table d'hôte, bleibt nach Tische sitzen, trinkt ein Fläschchen Champagner, erzählt Schnurren und Anekdoten, kurz er zeigt sich im Lichte der liebenswürdigsten Persönlichkeit. Die anwesenden Gäste hat er gewonnen, sie gehen alle in's Theater wenn er spielt, ziehen noch andere nach sich und applaudiren lebhaft. Auch die reisenden Künstlerinnen gebrauchen oft diese Mittel. Frau Temeier besucht jeden Recensenten und ich habe sie selbst einmal in einem Kleide von moirée antique mit nagelneuen Glacéhandschuhen an einer engen, finstern, schmutzigen Hintertreppe gesehen, sinnend wie sie die Stiege hinaufkommen sollte, die lange vor Erfindung der Crinolinen gebaut war. Aber hinauf mußte sie, denn oben wohnte ein Recensent, der für besonders bissig galt. Und sie kam auch hinauf. Frau Temeier verschmähte auch nicht nach Tische an der table d'hôte sitzen zu bleiben, vom Champagner ordentlich zu nippen, eine Papiercigarre zu rauchen und mit den anwesenden Herren zu plaudern. Da nun die Vorzüge der Frau Temeier mehr körperlich als geistig waren, so übte sie auf die Gäste eine große Anziehungskraft, die dieselben auch in's Theater zog und zu

lebhaftem Beifall veranlaßte. Doch sehen wir was Herr Esmeier thut, nachdem er die Tischgäste als Freunde geworben. Was er zunächst erstrebt ist lauter Beifall im Theater. Jetzt herrscht ein merkwürdiges Vorurtheil unter den Schauspielern und Sängern. Sie glauben nämlich das Publicum spende einer guten Leistung nicht von selbst Beifall, es müsse dazu angereizt werden. Sie wenden sich deßhalb an solche Leute, die gern in das Theater gehen, aber den Eintritt nicht gut bezahlen können. Diesen geben sie Freibillets und vielleicht noch ein Achtgroschenstück, damit die Kehle zum Bravorufe gut geschmiert werde. Das ist die schöne Erfindung der Claque. Bei den Schriftstellern ist es die Clique, bei den Schauspielern die Claque, welche den Ruhm macht. Sie sehen der Unterschied besteht nur in einem kleinen Buchstaben. Die Worte Claque, Claqueur sind wieder französisch, auch die Sache ist eine französische Erfindung. Eine Claque ist eine Anzahl kunstsinniger Männer, deren Verständniß so groß ist, daß sie einen Schauspieler — oder ein Stück — schon beurtheilen können ehe sie ihn oder es gesehen haben. Zu dieser großen Einsicht kommen sie eben durch das Freibillet und das erwähnte Achtgroschenstück. Da das so gewonnene Urtheil immer ein sehr günstiges ist, so bethätigen sie dasselbe durch lebhaftes Händeklatschen. Man hat daher vorgeschlagen das Wort Claqueur durch Pfotenhauer zu übersetzen, hat aber dadurch nur bewiesen wie plump die deutsche Sprache der französischen gegenüber ist. Wie fein klingt es wenn der Chef der Claque sich in Paris entreprenneur des succès lyriques, dramatiques et choreographiques nennt. In Paris ist die Claque auch wunderbar ausge-

bildet. Die dortigen Claqueurs klatschen nicht nur, sie weinen auch, schluchzen, werden ohnmächtig, lachen und so weiter. So weit hat man es bei uns noch nicht gebracht. Doch will ich hierbei Ihnen wieder eine der vielen Verleumdungen erzählen, an denen böse Menschen so reich sind. Man behauptet nehmlich daß Claqueure auch ein ungünstiges Urtheil haben könnten und daß sie durch ein Freibillet mit einem Achtgroschenstück, das ihnen ein Schauspieler schenkt, die Ueberzeugung gewinnen dessen College und Nebenbuhler um die Gunst des Publicums leiste nur Unvollkommenes und ihn deßhalb auszischen und auspfeifen. Ja einzelne Menschen treiben ihre boshafte Verleumdung so weit zu behaupten daß Schusterjungen schon durch ein bloßes Freibillet auf die Gallerie dahingebracht wurden eine nebenbuhlerische Liebhaberin oder Sängerin auszupfeifen. Das ist allerdings doch zu unwahrscheinlich. Doch sehen wir uns nach Herrn Esmeier wieder um. Er hat die Erfahrung gemacht daß, wie alles in der Welt, auch die Beifallsbezeigungen steigen. Vor vierzig Jahren war schon ein Applaus eine große Auszeichnung für einen Schauspieler, ein Hervorruf nach dem Stücke war eine große Seltenheit. Jetzt wird nicht nur nach dem Stücke, auch nach jedem Acte, ja bei offener Scene hervorgerufen. Das alles erreicht Herr Esmeier durch seine Freunde und Claqueure. Allein es genügt ihm nicht. Es gibt noch eine höhere Auszeichnung, das ist mit Blumen beworfen zu werden. Das ist nun die theuerste Art der Reclame. Die Freunde im Gasthofe kosten höchstens eine Flasche Champagner, die Claqueure sind mit wenigen Thalern angeworben, aber Kränze und Blumen sind — namentlich im Winter

— theuer und dazu müssen auch die Menschen bezahlt werden, die sie werfen."

„„Wie? Sie glauben doch nicht —?""

„Was?"

„„Daß die Künstler und Künstlerinnen sich die Blumen selbst werfen lassen?""

„Natürlich. Von hundert Kränzen und Sträußern, die ein Künstler bekommt, hat er neunundneunzig selbst bezahlt. Und warum nicht? Zwar fressen die Kosten dafür den größten Theil seines Honorars weg, allein eine edle Seele verachtet das Geld und strebt nur nach Ruhm. Es liest sich dann so schön, wenn die Theaterzeitungen von dem Blumenregen berichten, der auf Herrn Esmeier oder Frau Temeier gefallen ist. Uebrigens kommen bei solchen Blumenspenden auch zuweilen Unglücksfälle vor. So hatte einst Herr Esmeier Blumen gekauft und die Leute bestellt, die sie ihm werfen sollten. Der Gärtnerbursche, der die bestellten Blumen abliefern sollte, hatte seinen Auftrag schlecht verstanden und trug sie in das Versammlungszimmer der Schauspieler indem er rief: „hier sind die Blumen, die Herr Esmeier bestellt hat." Daß die Schauspieler Herrn Esmeier derb verhöhnten können sie sich denken. Aehnlich erging es ein anderes Mal der Frau Temeier. Sie spielte die Prinzessin Eboli, während eine Nebenbuhlerin von ihr die Königin spielte. Ueber diese hoffte sie einen großen Triumph zu gewinnen, denn sie hatte sich zwei Kränze und Leute zum Werfen bestellt. Diese Leute aber waren wenig mit dem Theater vertraut, kannten natürlich die Personen nicht genau und — o Unglück — sie warfen die Kränze der Königin statt der Prinzessin. Was Frau Temeier

empfunden hat, als die Königin nun ihrerseits triumphirte und sie den Triumph noch bezahlen mußte, können Sie sich denken. Uebrigens werden diese Blumenspenden zuweilen auch wohlfeiler. Unsere Künstler treiben ihre Gastspiele wirklich mit Dampf, indem sie heute hier spielen, morgen dreißig Meilen weiter in einer andern, am dritten Tage in einer dritten Stadt. Zwei bis drei Tage halten sich Kränze und Blumen schon leidlich frisch und so kann man sie auch an verschiedenen Orten wieder brauchen. Dabei geschah der Frau Temeier doch wieder einmal ein eignes Unglück. Sie hatte sich zu der hohen Ausgabe verleiten lassen an einen Kranz auch ein schönes weißseidnes Band zu kaufen. Es war ihre Abschiedsrolle und da war ein bloßer Kranz nicht genügend. Alles ging gut, der Kranz ward geworfen, sie nahm gerührt Abschied von dem gleichfalls gerührten Publicum und reiste noch dieselbe Nacht ab, um am andern Tage in einer andern Stadt zum ersten Male aufzutreten. Da fiel ihr ein der Kranz mit dem Bande würde auch bei einem ersten Auftreten von guter Wirkung sein, und sie sorgte, daß er ihr geworfen würde. Der Hausknecht der damit beauftragt war, gerieth aber auf den Gedanken es sei doch schade um das schöne weiße Band, daß da auf die Erde geworfen werden sollte, machte es los und warf den Kranz ohne Band. Da Frau Temeier etwas geizig ist, so war sie unvorsichtig genug sich überall nach dem Bande zu erkundigen und sich dadurch zu verrathen."

„„Allein die Leute erwerben sich durch diese Ränke einen Ruhm, der ihnen gar nicht gebührt.""

„Erlauben Sie, man kann ihnen das Recht auf ihre Berühmtheit nicht abstreiten, denn sie haben sie baar bezahlt."

„„Aber sagen Sie, helfen denn diese Mittel wirklich?““

„Ja und nein. Wenn der Reclame machende Künstler wirklich etwas leistet, so erwirbt er sich auch Ruhm. Leistet er aber nichts, so hilft die Reclame eine Zeit lang, dann aber kommt das Publicum hinter den Schwindel und „die gefeierte Größe“ sinkt in die Nacht der Vergessenheit zurück.*)

Professor Styrum hatte dem Gespräche zwischen seiner Frau und dem Magister bis dahin lächelnd zugehört, jetzt nahm er auch das Wort und sagte: „man nimmt es den Schauspielern so übel wenn sie mit kleinen Mittelchen ihrem Ruhme zu Hülfe kommen, während doch selbst Gelehrte Reclame machen.“

„Was“, riefen der Magister und die Frau Professorin wie aus einem Munde.

„Ja ja, selbst Gelehrte machen Reclame. Ich will euch da ein Beispiel erzählen wie einer Professor geworden ist. In einer berühmten deutschen Universitätsstadt lebte der Privatdocent Umeier. Ein Privatdocent steht nun zwar schon auf der ersten Stufe der Gelehrtenhierarchie und kann es zum außerordentlichen und ordentlichen Professor, zum Decan und Rector bringen, die Titel Hofrath und Geheimrath gar nicht mit gerechnet. Allein die erste Stufe eines Privatdocenten hat neben andern Unbequemlichkeiten

*) Es ist doch sonderbar, Herr Verfasser, daß die beiden Personen das Gespräch allein führen. Ist vielleicht der Professor Styrum eingeschlafen? Das hätten Sie dem Leser sagen sollen.**)

Anmerkung des Setzers.

**) Sie haben vollkommen Recht, Herr Setzer, ich werde meinen Fehler gleich wieder gut machen. Anmerkung des Verfassers.

auch die, daß man auf ihr kein Gehalt bekömmt. Herr Umeier, der gehaltlose Privatdocent, hatte nun schon längst gewünscht eine höhere Stufe zu erklettern und wenigstens Professor zu werden. Es ist aber eine bekannte Thatsache daß die Cultusministerien gegen die Verdienste bedeutender Männer immer blind sind. Unter dieser ministeriellen Blindheit litt auch Herr Umeier, der Ruf von seinen Verdiensten wollte gar nicht nach oben dringen. Es galt also diesem Rufe ein wenig auf die Beine zu helfen und dem kurzsichtigen Ministerium ein Licht aufzustecken. Das machte Herr Umeier so. Er hatte ein Zimmer seiner Wohnung an einen Studenten vermiethet. In diesem war durch eine pfäffische und verkehrte Erziehung jedes Selbstgefühl unterdrückt worden. Zwar besaß er dichterisches Talent, wollte auch, da er Vermögen hatte, sich der Literatur widmen, allein bei seinem Mangel an Selbstvertrauen kam er zu keiner ordentlichen Leistung. Das hatte der Privatdocent benutzt, hatte ihn an sich gezogen, hatte jedes gesunde Urtheil in ihm vollends unterdrückt, indem er seine dichterischen Versuche mit der ganzen Pedanterie eines Gottsched kritisirte und hatte so den armen jungen Menschen gewissermaßen zu seinem moralischen Sclaven gemacht. Diesen Sclaven erkor sich nun Herr Umeier zum Werkzeuge seiner Pläne und sagte eines Tages zu ihm: „lieber Baumeier, Sie wissen daß ich längst verdient hätte Professor zu werden. Allein das wahre Verdienst dringt so schwer durch. Wenn es nur gelänge das Ministerium aufmerksam auf mich zu machen. Sie könnten dazu helfen. Morgen ist mein Geburtstag. Wenn Sie die Studenten veranlaßten mir einen Fackelzug zu bringen! Die Kunde davon würde bis

in die Residenz dringen und der Minister würde mich gewiß in's Auge fassen." Der Sclave macht ein verblüfftes Gesicht, indessen gehorchen ist ihm zur andern Natur geworden. Er geht also zu ihm bekannten andern Studenten und fordert sie auf dem „allgemein beliebten" Umeier einen Fackelzug zu bringen. Mochte nun der Sclave sich zum Unglück gerade an solche Studenten gewandt haben, die von der „allgemeinen Beliebtheit" des Privatdocenten noch nichts gehört hatten, oder mochten die Studenten in dieser Zeit besonders faul und hartnäckig sein, genug der arme Baumeier findet keinen einzigen Studenten, der sich zu einer Mitwirkung bei einem Fackelzuge entschließen will. Da beißt der Sclave in einen sauern Apfel und erbietet sich die Fackeln aus seiner Tasche zu bezahlen. Umsonst, die Studenten wollen nicht. Da beißt der arme Sclave in einen noch saureren Apfel und verspricht nach dem Fackelzuge eine „famose Bowle" zum Besten zu geben. Das zieht endlich. Es kommen vierundzwanzig Fackeln zusammen, man zieht vor das betreffende Haus, man bringt ein vivat, Herr Umeier öffnet sein Fenster und spricht in einigen gerührten Worten seinen tief gefühlten Dank aus. In den folgenden Tagen besorgt nun der Privatdocent in die Zeitungen glänzende Berichte über den großen Fackelzug. Die ganze Universität ist erstaunt über die „allgemeine Beliebtheit", deren sich der Privatdocent Herr Umeier bei der studirenden Jugend erfreut, und von der bis dahin noch kein Mensch eine Ahnung gehabt hat. Dem armen Sclaven kostete aber diese „allgemeine Beliebtheit" baare fünfzig Thaler. — Herr Umeier hofft nun von Tage zu Tage auf ein großes Schreiben mit dem Siegel des Cultusministe-

riums. Ob nun der Postbote seine Wohnung nicht erfragen konnte oder was sonst daran schuld sein mochte, genug das Schreiben kommt nicht. So vergehen 363 Tage. Da ruft Herr Umeier seinen Sclaven und sagt ihm: „lieber Baumeier, der erste Fackelzug hat noch nicht hell genug bis in das Cultusministerium hinauf geleuchtet. Allein Rom ist nicht in einem Tage gebaut worden. Ein zweiter Fackelzug hilft gewiß. Veranstalten Sie doch noch einen.“ Der unglückliche Sclave sieht sich schon wieder um fünfzig Thaler ärmer, allein er ist einmal Sclave und muß gehorchen. Zunächst muß er die Erlaubniß zu einem Fackelzuge einholen. Der Rector der Universität, an den er sich deßhalb zu wenden hat, nimmt ihn ziemlich ungnädig auf und fragt ihn ob er mit dem Fackelzuge eine Demonstration beabsichtige. Das war offenbar Neid von dem Herrn Rector, dem eine so „allgemeine Beliebtheit“ des Privatdocenten nicht gefiel, da er sich selbst noch keines Fackelzuges rühmen konnte. So wenigstens denkt der Sclave und antwortet mit einem Schafsgesichte: er wisse gar nicht was eine Demonstration sei. Mit mürrischem Tone wird ihm dann die Erlaubniß gegeben. Der Sclave läuft herum und gegen das Versprechen einer noch größern Bowle treibt er endlich wieder vierundzwanzig Studenten zusammen, die dem „allgemein beliebten“ Privatdocenten das flammende Zeichen ihrer Anhänglichkeit bringen wollen. Aber der Himmel selbst verschwört sich gegen den armen Sclaven. In der Nacht vor dem heiß ersehnten Geburtstage beginnt es zu regnen, am andern Morgen sieht der Himmel dunkelgrau aus, es gießt in Strömen, das Barometer ist auf eine trostlose Tiefe gefallen, die Sonne wird voraussichtlich in den nächsten

vier Wochen nicht wieder zum Vorschein kommen. Die Studenten überlegen daß der Schnupfen bei einem regnerischen Fackelzuge sicher, dessen mögliche Heilung durch die versprochene Bowle aber höchst unsicher ist und sagen ab. Der Fackelzug droht buchstäblich zu Wasser zu werden. Der arme Sclave geräth in Verzweiflung. Was soll er machen? Da fällt ihm ein: „ist es am Ende nicht einerlei wer die Fackeln trägt? Müssen es denn gerade Studenten sein? Wenn nur ein Fackelzug heraus kommt!“ Zufällig kennt er ein Mitglied eines Handwerkergesangvereins, nehmlich seinen eignen Schuster. Zu diesem eilt er in seiner Noth und bittet ihn den Verein zu bewegen den Fackelzug zu übernehmen und ihn noch durch den Vortrag einiger Lieder auszuschmücken. Des Nachts sind alle Katzen grau und bei dem strömenden Regen wird niemand so genau nachsehen ob die Fackelzügler Studenten oder solche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind, die dieser mehr durch ihrer Hände Arbeit, als durch Gelehrsamkeit nützen. Der Schuster, der sogar Vorsteher des Gesangvereins war, erklärte zwar seine eigne Bereitwilligkeit zur Mitwirkung bei einem Ständchen mit nachfolgender anständiger Bowle, bei der noch ein Beefsteak als Zugabe erscheinen sollte, aber er allein konnte keine Verfügung treffen. Nach den Satzungen des Vereins konnte nur eine Generalversammlung ein derartiges Unternehmen beschließen. „Die Noth stählt die Kräfte“ sagt das Sprichwort. Der Sclave verzagt nicht. Er läuft zu jedem einzelnen Mitgliede des Gesangvereins, erzählt jedem einzelnen: alle übrigen hätten schon zugestimmt, nur er allein sei noch zu befragen Die List wirkte. Wenn alle dabei waren, wollte kein einzelner zurückbleiben und so

kam der Fackelzug zu Stande! Des strömenden Regens wegen war er allerdings etwas kläglich, auch soll der Gesang manches zu wünschen übrig gelassen haben, da man die Noten nicht aufmachen konnte, allein in den Zeitungsberichten die Herr Umeier zu besorgen wußte strahlte der Fackelzug der Studenten im hellsten Lichte. Dem Cultusministerium gingen endlich die Augen auf über die unsterblichen Verdienste des Privatdocenten, es war gerührt über die „allgemeine Liebe“, welche die Studenten ihrem verehrten Lehrer auf so leuchtende Weise kund gaben — und Herr Umeier wurde Professor.“

„Lieber Mann“, sagte die junge Frau, „dich scheint der Champagner etwas begeistert zu haben, und du trägst uns eine artige Dichtung vor.“

„Keine Dichtung, mein Schatz“, erwiederte der Professor, „die Geschichte ist buchstäblich wahr und in den Jahren 1858 und 1859 vorgefallen. Ich habe sie aus dem Munde des Herrn Baumeier, des armen Sclaven, der sich jedoch später aus seinen moralischen Fesseln los gemacht hat und vielleicht eben durch diese Geschichte einsehen gelernt hat weß Geistes Kind sein verehrter Lehrer ist.“

„Herr Magister“, rief die Frau, „halten Sie es für möglich daß ein Professor, ein Gelehrter zu solchen Mitteln —“

„Je nun“, sagte Merks, „greifen doch die Schauspieler zu solchen Mitteln, und wenn einer diese Geschichte liest, wird er vielleicht auch sich selber ein Ständchen bringen lassen.“

„Aber ein Schauspieler und ein Gelehrter“, entgegnete die Frau, „welcher Unterschied!“

„Meinen Sie“, erwiederte Merks, „der Unterschied sei gar so groß? Ach beste Freundin, es wird viel geschau-

spielert in der Welt, auf der Kanzel, auf dem Katheder, auf der Rednerbühne, im Leben überhaupt, wären denn die wahrhaft großen Männer so groß, wenn die andern nicht so erbärmlich klein wären?"

Hier brach das Gespräch ab, denn die Droschke wurde gemeldet, die den Professor Styrum und seine Frau nach dem Bahnhofe bringen sollte.

Fünftes Kapitel.

Worin der Magister die lächerliche Meinung aufstellt daß die Dichter die Naturerscheinungen zu viel beschrieben und worin er ferner unfruchtbare Betrachtungen über das Publicum anstellt.

Magister Merks war trotz seiner Eigenthümlichkeiten nicht eben unzugänglich. Wer zu ihm kam, Rath, auch Hülfe begehrte, fand immer was er suchte. So schlossen sich gern talentvolle junge Leute an ihn an, die ihn bei ihren Arbeiten um Rath fragten. Junge Dichter brachten ihm ihre Verse, die er ihnen beurtheilen sollte. Merks verfuhr dabei unbarmherzig und ließ nicht das Geringste durchgehen, was er als fehlerhaft gegen den Gedankengang, den Ausdruck, die Sprache, den Rhythmus erkannte. Und obgleich er dabei beißende Bemerkungen nicht unterdrückte, so nahm ihm die doch niemand übel, und die jungen Leute kamen trotzdem wieder. Zuweilen ging er mit ihnen auch spazieren.

Auf solchen Spaziergängen sprach er sich gern über allerlei aus und manche junge Leute behaupteten später sie hätten mancherlei von dem Alten gelernt. Zu diesen Bekannten des Magisters gehörten eine Zeit lang auch die

Herren Lenz und Herbst, von denen der erstere noch in X. studirte, der andere aber nach vollendeten Studien sich dem Geschäfte seines Vaters, eines Fabrikanten gewidmet hatte. Mit ihnen war Merks eines Tages spazieren gegangen und als sie den Heimweg antraten, war die Nacht eben hereingebrochen. Als sie sich der Stadt näherten ging der Mond auf, sein Licht mischte sich mit dem scheidenden der kurz vorher gesunkenen Sonne und so entstand das mannigfachste Farbenspiel und die interessantesten Lichtwirkungen in Hell und Dunkel. *)

Herr Lenz hatte besonderen Sinn für dergleichen, er blieb von Zeit zu Zeit stehen, machte seine Begleiter auf dieß und jenes aufmerksam und sagte endlich: „jeden Tag gewährt uns die Natur ein neues und immer schöneres Schauspiel durch die Wirkung ihrer Beleuchtung, die der beste Maler nie vollkommen darstellen kann.“

„Desto mehr versuchen es die Dichter“, erwiederte Merks.

„Die Dichter“, warf Herbst ein, „sollten sich doch davon eigentlich am meisten fern halten. Ton und Farbe lassen sich mit Worten doch niemals beschreiben!“

„Unsere Dichter“, erwiederte Merks, „suchen eben das Schwierigste möglich zu machen und müssen deshalb höchlichst gelobt werden. Ich meine hier besonders die Romandichter. Diese aber lieben es vorzüglich die Naturerscheinungen auszumalen.

---

*) Bin ich nun ausführlich genug gewesen in der Einleitung, Herr Setzer?**) Anmerkung des Verfassers.

**) Je nun eine Cigarre hätten die Herren doch rauchen können. Anmerkung des Setzers.

Gewisse Dramatiker benutzen das Wetter auch manches Mal, um die Wirkung ihrer Dichtung zu erhöhen und die Donnermaschinen, die Colophoniumfackeln zum Blitzen, die Erbsen in Drahtsieben, die das Geräusch des Regens hervor bringen, gehören zu den nothwendigsten Einrichtungen eines Theaters. Es macht sich auch wirklich ganz grausig wenn der Bösewicht die grimmigsten Verwünschungen ausstößt, deren jede von einem Blitze begleitet wird, oder wenn die Heldin völlig melodramatisch ihren Wahnsinn vorträgt, wobei der Donner das Orchester spielt. Solche dramatische Helden machen auch sonst noch allerhand Forderungen an die Natur und verlangen daß der Himmel oder wenigstens die Berge einstürzen sollen oder daß die Erde sich aufthue und den Bösewicht verschlinge. Sie soll das wirklich einmal gethan haben, als sie die Rotte Corah verspeiste, und auf dieses Beispiel scheinen sich unsere dramatischen Helden und Heldinnen immer wieder zu berufen."

„Die Lyriker", sagte Herr Lenz, „stellen auch allerhand Begehren an die Natur, wenn diese auch nicht so grausiger Art sind. Da soll der Wind bald Grüße überbringen, die Wellen sollen gewisse Namen murmeln, der Mond dem Liebchen in die Fenster gucken u. s. w."

„Je nun", erwiederte Merks, „das sind doch noch billige Forderungen, und wenn der Wind einige Grüße mitnimmt, so wird ihn das nicht sehr beschweren, und wenn der Mond einem hübschen Mädchen in's Fenster guckt, so wird ihm das nicht unangenehm sein. Ich thäte es auch wenn ich könnte. Man kann nicht sagen daß die Lyriker unbescheiden in ihren Begehren sind. Die Novellisten aber gebrauchen die Natur wie der Theatermeister seine Donner-

maschine, seine Colophoniumsblitze und sein Regensieb. Es ist natürlich viel leichter die Erscheinungen in der Natur zu schildern, die man alle Tage sieht, als Menschen, zu deren Auffassung doch etwas mehr gehört. Wie man bei einem Besuche die Unterhaltung regelmäßig mit einem Gespräche über das Wetter einleitet, so leiten die Novellisten ihre Unterhaltung mit dem Leser meist eben so ein. Sie erzählen es sei Frühling und dann kommen immer die Erscheinungen des Tages zum Vorschein, als da sind „Maienlüftchen", „gefiederte Sänger des Waldes", „wirbelnde Lerchen", „schwellende Knospen", „Aufathmen der Natur". Im Sommer ist es regelmäßig heiß, und ich bin bei Sommerbeschreibungen in Novellen ein paar Mal in Versuchung gewesen den Rock auszuziehen. Die „fallenden Blätter des Herbstes", „die über die Stoppeln wehenden Winde", „die neblige Atmosphäre" stimmen dann den frommen Leser gleich hübsch melancholisch, und wenn dann der Winter kommt mit den wirbelnden „Schneeflocken" und den „dicken Eiszapfen", mit den „weiten wie mit einem weißen Tuche bedeckten Flächen", so fühlt man sich behaglich hinter dem Ofen sitzen und empfindet das tiefste Mitleid mit dem Helden der Geschichte, der so grausam frieren muß. Ja, in der Beschreibung der Naturerscheinungen leisten unsere Novellisten ganz Erkleckliches. Sie verstehen ihnen die malerische Seite abzugewinnen. Die Wolken „erglühen" in allerhand „Dinten", auf den Bergen zeigen sich die mannigfaltigsten Wirkungen von Licht und Schatten,*) die Sonne „malt

*) In der Einleitung haben Sie es genau so gemacht, Herr Verfasser. **) Anmerkung des Setzers.

**) Warum machen Sie denn immer die Leser auf meine Fehler auf-

Purpur auf die Wangen der Geliebten“, der Mond dagegen läßt „die Bläſſe des dämoniſchen Geſichts noch grauenhafter erſcheinen“. Selbſt bis in die Zimmer muß die Sonne und der Mond leuchten und allerhand Farbenſpiel treiben. Ferner verſtehen die Novelliſten auch die muſikaliſchen Wirkungen der Naturerſcheinungen vortrefflich zu ſchildern. Sie bilden ſich ein ganzes Orcheſter aus ihnen. Der Wind „pfeift“, der Donner „rollt“, der Regen „rauſcht“ oder „klatſcht“, der Hagel „praſſelt“. Sie ſehen, der Wind bläßt Flöte oder Fagott, je nach dem, der Donner muß die Pauken ſchlagen, der Hagel kleine Trommel und der Regen ſpielt pizzicato auf der Violine.

Die Sonne muß förmliche Knechtsdienſte bei den Novelliſten verrichten. Sie muß allerhand Schläfer wecken, ſie muß ihre glühenden Mittagsſtrahlen herabſenden und die Helden der Geſchichte in Schweiß und Abmattung verſetzen, ſie muß ihre ſcheidenden Strahlen über die Fluren ergießen und iſt gewiß alle Mal froh, wenn ſie über Länder ſcheinen kann, wo es keine Novelliſten gibt und ſie ungeſchoren bleibt. Am ſchlechteſten aber wird der Mond behandelt, er iſt zum förmlichen Sclaven geworden. Er muß ſo und ſo viel Liebesſcenen das Jahr über beleuchten, daß dem armen, einſamen Masculinum da oben gewiß oft der Mund wäſſrig wird. Ja er muß oft ſcheinen wo er es bei dem beſten Willen nicht fertig bringt. So kenne ich einen unſerer beliebteſten Novelliſten, der den Mond niemals in

---

merkſam, Herr Setzer? Wir arbeiten denn doch an einem Werke und ſollten zuſammen halten. Anmerkung des Verfaſſers.

Ruhe läßt. In jeder seiner Novellen kommen mehrere Scenen vor, zu denen er die Beleuchtung liefern muß, ja ihm wird das Unmögliche zugemuthet. So sagt dieser berühmte Mann, der zugleich ein gewaltiger Kritiker ist, einmal wörtlich: „die Sonne sank im Westen, während zugleich in Osten sich die liebliche Mondsichel zeigte.“

Das ist nun nicht möglich und wenn die Erde noch hundert tausend Jahre sich um ihre Axe drehte. Wenn der Mond zugleich mit Sonnenuntergang aufgeht ist es allemal der Vollmond. Ein anderes Mal sagt der geistreiche Mann: „der sanfte Schimmer des Neumondes erfüllte die Gegend mit mattem Lichte“. Nun hat der Neumond überhaupt gar kein Licht und steht immer nur bei Tage am Himmel. Die Novellisten aber brauchen bald den Vollmond, das erste und letzte Viertel, die Sichel des Mondes zu allen Tagesstunden, wie es ihnen beliebt. Wenn das nicht eine förmliche Mißhandlung des armen Erdtrabanten ist, weiß ich es nicht. Es sollte mich nicht wundern wenn er einmal eine Bittschrift bei der höchsten Weltbehörde einreichte, daß ihm nichts Ungebührliches zugemuthet würde.“

„Die Bittschrift wäre leicht zu erledigen“, sagte Lenz lachend.

„Wie so“, fragte Merks.

„Die Novellisten sollten nur in der Schule besser aufpassen, wenn der Umlauf des Mondes gelehrt wird“, sagte Lenz.

„Ja ja“, erwiederte der Magister, „etwas Schulkenntnisse sind manchmal nicht übel.“

„Soll denn der Erzähler das Wetter niemals erwähnen“ fragte Herbst.

„Sobald es keine Beziehung auf die Erzählung hat, eigentlich nicht“, erwiederte Merks. „Wenn Hitze, Kälte, Sturm, Regen eine Wirkung auf die handelnden Personen ausüben, wenn sie die Handlung stören oder fördern, gehören sie zur Sache. Allenfalls mag das Wetter auch erwähnt werden, wenn es auf die Stimmungen der handelnden Personen Einfluß übt. Wenn aber das Wetter, die Wirkungen des Sonnen- und Mondlichtes bei jeder Scene der Erzählung geschildert werden, wie das so viele unserer Erzähler thun, so geschieht das nur um einige Seiten mehr auszufüllen, für die man weiter keinen andern Stoff, weder in Erzählung, Charakterschilderung, noch in Gedanken oder sonst hat. So viel Zeilen mehr machen so viel Honorar mehr. Diese ewig wiederkehrenden Wetterbeschreibungen sind wenig mehr als Schmiererei.“

Die Spaziergänger hatten mittlerweile die Stadt erreicht und begaben sich in ein Wirthshaus, wo sie in einem Hinterstübchen einen ungestörten Platz fanden und ihre Gespräche fortsetzen konnten. Als sie von dem Kellner mit Getränk versorgt am Tische saßen und ihre Cigarre angezündet hatten*), begann Lenz: „ich war gestern im Theater und habe mich da sehr geärgert. Das Stück war bodenlos erbärmlich, wurde sehr mittelmäßig dargestellt und doch lachte und klatschte das ganze Haus. Ich habe mich geschämt daß so ein elendes Machwerk nur auf die Breter kommen kann, und das Publicum fand Gefallen daran.“

---

*) Ist's so recht, Herr Setzer? Anmerkung des Verfassers.

„Es gibt auch nichts Dümmeres als das Publicum,“ bemerkte der Magister.

„Wie“, erwiederte Lenz, „und doch nennt man die öffentliche Meinung die sechste Großmacht, doch glaube ich mich zu erinnern daß Sie selbst einmal gesagt haben: das Sprichwort vox populi vox dei enthalte eine tiefe Wahrheit?“

„Allerdings habe ich das gesagt“, entgegnete Merks.

„„Wie reimt sich das mit Ihrer eben aufgestellten Behauptung?““

„Es gibt eben nichts Gescheidteres als das Publicum.“

„„Wie? Ein Publicum, das ein so erbärmliches Stück wie das gestrige beklatscht, wäre gescheidt?“

„„Je nun das Publicum ist eben ohne Geschmack.““

„Und doch habe ich neulich Schillers Maria Stuart gesehen, die von dem vollen Hause mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wurde.“

„„Das will ich glauben, das Publicum hat den feinsten Geschmack.““

„Ich bin es gewohnt daß Sie sich zuweilen darin gefallen seltsame Sätze aufzustellen; wie Sie es aber anfangen wollen diese vollendeten Widersprüche in Einklang zu bringen, begreife ich noch nicht.“

„Und doch ist nichts leichter“, sagte Merks, „das Publicum ist der vollendetste Widerspruch, den es geben kann, oder besser gesagt, das Publicum vereinigt die entschiedensten Gegensätze in sich. Es hat kein Urtheil und doch das einzig richtige Urtheil, es ist dumm und klug, es ist roh und zartfühlend, es besitzt keinen Geschmack und doch den feinsten,

es ist ein Ungeheuer und wieder ein sanftes Lamm, es ist Despot und Knecht, ist undankbar und dankbar, blind und scharfsichtig, es ist eben alles was man aus ihm macht."

„Was man aus ihm macht", fragte Herbst.

„Allerdings", erwiederte der Magister, „in diesem Worte liegt das Geheimniß, liegt auch das Verständniß des seltsamen Dinges, Publicum genannt."

„Was verstehen Sie eigentlich unter Publicum", sagte Lenz, wie groß ist ein solches, wie viel Menschen, was für Menschen gehören dazu ein solches zu bilden."

„Das Publicum beginnt mit der Zahl zwei und dehnt sich von dieser aus zu den Millionen eines ganzen Volkes. Die zwei Schusterjungen, die dem Violinspiel des blinden Mannes oder dem Liede des Bänkelsängers zuhören, sind so gut Publicum, wie die Millionen, die eine Revolution machen."

„Und wenn sich ein reicher Mann für sich allein eine Symphonie vom Orchester vorspielen läßt", fiel Lenz ein, „ist er dann nicht auch Publicum?"

„Nein", erwiederte Merks, „einer ist niemals Publicum, aber bei zwei fängt es an. Die merkwürdigste Eigenschaft einer versammelten größeren oder geringeren Menge besteht in der Ansteckungskraft, die die Einzelnen gegenseitig auf einander üben. Wenn man in eine Gesellschaft Brod, Früchte oder dergleichen bringt, so vertheilt sich das und jeder bekömmt nur ein Theilchen. Anders aber wenn man in eine Menge eine Anregung wirft, die das Gemüth, die eine Leidenschaft berührt. Diese Anregung theilt sich nicht, sondern jeder einzelne empfängt sie ganz, ja diese Anregung wirkt auf die Menge stärker als auf den einzelnen Menschen.

Was den Einzelnen zum Unwillen reizt, bringt eine Menge schon zum Zorn. In der Menge hört der Einzelne auf selbstständig zu sein, ein Individuum, er ist nur noch ein Theil des Ganzen. Dem Eindruck, den alle empfangen, könnte er sich als Einzelner vielleicht entziehen, in der Menge kann er es nicht, denn jeder Eindruck verstärkt sich in der Menge förmlich ansteckend. Ueber einen Scherz, den der Einzelne belächeln würde, bricht er im Publicum mit diesem in lautes Gelächter aus. Der Einzelne wird eben vom Ganzen mit fortgerissen. Diese Wechselwirkung der Menschen auf einander liegt in ihrer Natur, sie ist die Grundlage der Geselligkeit und diese ist die nothwendige Bedingung der Bildung, des Fortschreitens der ganzen Menschheit."

„Sie sprechen immer noch vom Publicum", sagte Herbst, „ohne noch eine Erklärung davon gegeben zu haben."

„Das Publicum", erwiederte Merks, „ist eine Mehrheit von Menschen, die in irgend einer Beziehung ein gemeinsames Interesse hat. Da es nun eine Masse von verschiedenen Interessen gibt, so gibt es auch eine Menge verschiedener Arten von Publicum. Die Bewohner einer Stadt zum Beispiel sind das Publicum in Beziehung auf alles was die städtischen Interessen betrifft, auf Reinlichkeit und Beleuchtung der Straßen, auf Abgaben und so weiter. Die Bevölkerung einer Stadt zerfällt aber wieder in verschiedene Kreise, deren jeder wieder besondere Interessen oder Beziehungen zu einander hat, und jeder dieser Kreise bildet ein Publicum für sich. Die Leute, die überhaupt in das Theater gehen sind im Allgemeinen das Theaterpublicum, die in die Concerte gehen oder sonst Musik treiben, das musikalische Publicum. So gibt es ein spazierengehendes

Publicum neben einem fahrenden oder reitenden, ein Wein trinkendes gegen ein Bier trinkendes, ein kaufendes gegen ein verkaufendes und so weiter. Ja diese einzelnen Arten erstrecken sich über die Stadt hinaus auf ganze Länder, ja auf ganz Europa. In dieser Beziehung gibt es ein deutsches, ja ein europäisches musikalisches, theatralisches und literarisches Publicum. Ja die einzelnen Arten des Publicums zerfallen in sich wieder in Abtheilungen. Das Theaterpublicum z. B. zerfällt in ein kleineres, welches die Leute umfaßt, die wenn nicht regelmäßig, doch häufig das Theater besuchen, wie etwa die Abonnenten, und in ein größeres, welches die Leute umfaßt, die überhaupt, meistens nur einige Male im Monat oder gar im Jahre ins Theater gehen. So zerfällt das Lesepublicum in ein sogenanntes gebildetes und in ein allgemeines. Das gebildete kennt die Klassiker, kennt auch wenigstens theilweise fremde Literatur, liest Lyriker, kritische und belletristische Zeitschriften, kümmert sich überhaupt um die Erscheinungen, den Fortschritt, die Gestaltung der Literatur. Das große Lesepublicum liebt vorzugsweise Erzählendes, also Romane und Novellen, es will Stoff haben, Stoff für seine Phantasie; für die Form hat es wenig Sinn. So zerfällt das gelehrte Publicum wieder in die Unterabtheilungen nach den verschiedenen Fächern der Wissenschaft."

„Der Begriff Publicum", sagte Herr Lenz, „ist also ein vieldeutiger. Es kann auch in Parteien zerfallen."

„Nein", warf der Magister ein, „Publicum und Partei sind entgegengesetzte Begriffe. Alle Einzelnen, die zum Publicum gehören, müssen wenn auch nur einen Augenblick lang etwas Gemeinsames haben. Wenn auf der

Straße ein Unfall geschieht und es läuft deshalb eine geringere oder größere Menge zusammen, so bildet diese Menge für den Augenblick ein Publicum. Neugierde, in zweiter Linie Theilnahme ist das Band, das jeden Einzelnen für den Augenblick an das Ganze fesselt. In dem Begriff Partei ist aber das Ganze ausdrücklich nicht enthalten, denn Partei ist, wie schon die Abstammung des Wortes sagt, ein Theil eines Ganzen, nicht das Ganze selbst. Allerdings kann irgend ein Publicum in Parteien zerfallen, es hört aber von diesem Augenblicke an auf Publicum, nehmlich das Ganze zu sein. Nehmen wir das vorige Beispiel wieder daß auf der Straße etwas vorfällt, etwa ein heftiger Streit zwischen zwei Personen. Hier tritt nun leicht der Fall ein daß die einen für diesen Streitenden, die andern für jenen Partei nehmen. Man sagt dann ganz folgerichtig: das Publicum zerspaltete sich, es zerfiel in Parteien."

„Ganz recht", bemerkte Herbst, „wenn aber bei dem Streite ein übermächtiger Gegner einen sichtlich schwächern mißhandelt, so werden die Zuschauer, also das Publicum für den schwächern Partei nehmen. Also ist hier Partei und Publicum dasselbe."

„Sie lassen sich durch den Ausdruck täuschen", entgegnete Merks, „die Parteien, um die es sich hier handelt sind der Stärkere und der Schwächere. Wenn das Publicum für den Letztern Partei nimmt, so thut es das als Ganzes, aber nicht als Partei, sondern richtend, als der Ausdruck des allgemeinen, sittlichen Gefühls. Und so steht es über den Parteien, das ist den Streitenden."

„Gut also", sagte Lenz, „Publicum ist demnach ein Ganzes, bestehend aus einer kleinern oder größern Menge,

die auf längere Dauer oder nur auf kurze Zeit von einem gemeinsamen Interesse zusammen gehalten werden. Wie wollen Sie nun aber einer solchen Menge, einem solchen Publicum die sich widersprechenden Eigenschaften zuschreiben, die Sie vorhin erwähnten?"

„Das ergibt sich aus den Eigenschaften, die eine Menge hat", erwiederte Merks. „Das Publicum hat die meisten Neigungen und Leidenschaften, die der einzelne Mensch hat, nur in erhöhtem Maße, weil jede Leidenschaft in der Menge ansteckend wirkt. Die erste Eigenschaft, die das Publicum hat, ist eine große Erregbarkeit. Es gleicht darin dem Wasser, das von dem leisesten Luftzuge gekräuselt wird. Das Bild ließe sich weiter ausführen. Wie die erste Welle sich durch Undulation über die ganze Wasserfläche verbreitet, so wirkt im Publicum jeder Einzelne auf den Folgenden, nur rascher als die Wellen beim Wasser. Wie der Wind das Wasser zum leichten Wellenkräuseln bringt, kann der Sturm dasselbe zu den wüthendsten Wogen aufpeitschen. Ebenso kann eine Volksmenge durch alle Stufen hindurch zur wildesten Wuth aufgestachelt werden, daß sie Thaten begeht, die jeder Einzelne als Einzelner niemals begehen würde."

„Demnach", sagte Herbst, „ist das Publicum gleich fähig zum Bösen wie zum Guten? Die Geschichte erzählt uns Beispiele von der herrlichsten Großmuth, wie von der viehischsten Grausamkeit, die eine Menge begangen hat."

„Das ist wahr", entgegnete der Magister, „und doch ist ein zweiter Grundzug des Publicums wahres sittliches Gefühl, Gefühl für das Gute."

„Ich bin begierig wie Sie das beweisen wollen", erwiederte Lenz, „wie sich die Fähigkeit zur wildesten Grau-

samkeit und Gefühl für das Gute, sittliches Gefühl zusam-reimen lassen.“

„Der Beweis ist nicht so schwierig“, sagte Merks. „Ich könnte von hinten anfangen und aus dem Erfolge beweisen. Kein Staat, ja die ganze menschliche Gesellschaft könnte nicht bestehen, wenn der Grundzug der Menge kein sittlicher wäre. Es würde nicht Galgen, Galeeren und Zuchthäuser genug geben können, wenn die Menge nicht das Gefühl für das Gute hätte. Wir dürfen nie vergessen daß alle Verbrechen Einzelner nur Ausnahmsfälle sind. Wäre der Grundzug der Menge kein sittlicher, so würde es umgekehrt sein, die Verbrechen würden die Regel, die Mehrheit bilden, und die Minderheit würde sich ihrer nicht erwehren können. Hierbei entsteht die Nebenfrage ob dieser sittliche Grundzug der Menge ein durch die Religion anerzogener oder ein in der Entwicklung der Menschheit eben durch diese Entwick-lung herausgebildeter ist. Ich glaube unbedingt das Letzte. Denn die barbarischsten Ausbrüche der Volkswuth sind zu allen Zeiten aus Religionsfanatismus geschehen, dann also wenn die Menschen aufhörten Menschen zu sein und Christen, Muhamedaner, Juden oder Heiden wurden. Die nieder-trächtigsten Schandthaten sind eben so im Namen der Kirche von Einzelnen begangen worden. Ob der Fortschritt in der Sittlichkeit daher durch die Kirche oder trotz der Kirche er-folgt ist wäre eine Frage der nähern Untersuchung werth. Doch ich breche davon ab, ich sollte Ihnen ja beweisen daß im Publicum der Grundzug der Sittlichkeit liegt. Das ist nun allerdings eine Wahrheit, die man weniger beweisen kann, die man vielmehr erfahren muß. Wenn in einer Stadt ein Mord, ein Raubanfall oder sonst ein großes Verbrechen

geschieht, so kommt das ganze Publicum in die größte Aufregung. Es gibt dann von der ganzen Bevölkerung wol nicht ein Individuum, das von diesem Morde nichts wisse. Ueberall spricht man davon, man ergeht sich in Vermuthungen über den Schuldigen und nicht selten kommt das untersuchende Gericht durch die Volksmeinung auf die richtige Spur, weßhalb der code Napoleon ausdrücklich die clameur publique als einen Grund anführt jemanden in Untersuchung zu ziehen. Wird ein Verdächtiger verhaftet, so erhält sich die Spannung des Publicums während der ganzen Untersuchung. Kömmt es zur öffentlichen Verhandlung, so ist der Zudrang ungeheuer. Das alles beweist das sittliche Gefühl des Publicums, das durch das Verbrechen verletzt und in seiner Tiefe aufgeregt worden ist. Das Publicum freut sich bis zur Begeisterung am Guten, verabscheut bis zur Wuth das Schlechte. Lassen Sie jemanden sichtbar etwas recht Gutes thun, ein Menschenleben retten, bei einer Feuersbrunst wesentlich helfen, einem Unterdrückten gegen Uebermacht beistehen, so wird der Betreffende sich augenblicklich die Gunst des Publicums erwerben. Eben so gewinnt ein braver Mann durch fortgesetzte, stillere Thätigkeit im Guten die allgemeine Achtung und Liebe der Art, daß selbst die ihm nicht persönlich nahe stehen ihn unwillkürlich grüßen, wo sie ihm begegnen. Umgekehrt wird das Publicum alle Schlechtigkeit durch den Ruf brandmarken, den der Schlechte davon trägt. Wer seine Kinder, seine Frau, seine Untergebenen mißhandelt, wer hart, geizig, betrügerisch ist u. s. w. entgeht nie dem schlechten Rufe und dem verwerfenden Urtheile des Publicums, sei er noch so reich oder hochgestellt. Kommt so etwas öffentlich vor, so nimmt das

anwesende Publicum entschieden Theil. Die Menge wird niemals ein Kind öffentlich beleidigen, mißhandeln lassen, eben so wenig ein Frauenzimmer. Wie oft kommt der Fall vor daß ein ergriffener Verbrecher nur mühsam vor der Wuth des Publicums geschützt werden kann. Das beweist alles den sittlichen Grundzug des Publicums. Recht genau können Sie das im Theater beobachten, besonders im Drama. Die Tugend erregt stets die allgemeine, wärmste Theilnahme, das Laster den entschiedensten Abscheu. Letzterer spricht sich oft in dem donnernden Beifalle aus, den der Moment erregt, wo der Bösewicht seine Strafe erhält."

„Hat denn aber", fragte Lenz, „das Publicum mit seiner Liebe und seinem Abscheu immer Recht?"

„Das ist freilich eine andere Frage", sagte Merks, „die schwer ins Gewicht fällt. Hier wirkt nehmlich die erste Eigenschaft des Publicums, die leichte Erregbarkeit wesentlich mit. Durch diese kommt es daß das Publicum sich leicht betrügen läßt. Die Erregbarkeit urtheilt und handelt nach dem ersten Eindrucke, die Erregbarkeit wird aber von allem, von Wahrem und Falschem erregt. Daher kommt zunächst die ungeheuere Leichtgläubigkeit des Publicums, und aus dieser kommt der Umstand daß es eben so oft falsch urtheilt, wie richtig. Ich sagte im Anfange das Publicum sei eben alles was man aus ihm mache. Jetzt wird Ihnen dieses Wort verständlicher erscheinen. Auf das Urtheil des Publicums wird überhaupt unwillkürlich oder willkürlich eingewirkt. Unwillkürlich wirken alle ungewöhnlichen Begebenheiten auf das Publicum, die es sieht oder durch die Presse, das Gerücht erfährt. Ueber Begebenheiten, wie Verbrechen, Naturereignisse, Kriegsereignisse u. s. w. urtheilt man we-

niger, als daß man sie weiter erzählt. Willkürlich, mit Absicht wirken auf das Publicum ein Künstler, Politiker, Kaufleute und Gewerbtreibende durch Anzeigen und Reclamen, öffentliche Reden, Kritiken u. s. w. Da ist denn nun die Leichtgläubigkeit und Erregbarkeit des Publicums sehr groß. Und doch dürfte man kaum vom Publicum hier sprechen. Allerdings gibt es keinen Marktschreier, der nicht sein Publicum, es gibt keine Narrheit, die nicht Anhänger fände, aber diese Anhänger sind doch nicht das ganze Publicum, sind nur ein Theil desselben. Indessen wollen wir diese Unterscheidung so scharf nicht nehmen. Da wird denn allerdings Jahr aus Jahr ein das Publicum auf die erklecklichste Art betrogen. Universalmittel, Schönheitsmittel, schlechte Fabrikate und Bücher finden so gut Absatz, wie wunderthätige Schäfer, Geisterklopfer, Tischrücker begeisterte Anhänger. Darum habe ich Recht wenn ich sagte: das Publicum sei blind."

„Allein sie meinten auch", sagte Lenz, „es sei im Gegentheile scharfsichtig?"

„Ganz richtig", erwiederte Merks, „die Blindheit dauert nur kurze Zeit. Dem Publicum gehen bald die Augen auf und dann durchschaut es den Betrug, der ihm gespielt worden. Uebernimmt es gar ein Redner oder Schriftsteller das Publicum aufzuklären und er thut das auf die rechte Art und Weise, so heilt er die Blindheit plötzlich."

„Sie sprachen noch von anderen Gegensätzen", bemerkte Herbst, „von roh und zartfühlend, von Ungeheuer und Lamm, von Despot und Knecht. Wollen Sie die auch durchführen?"

„Gewiß“, antwortete der Magister, „gewiß. Wird ein Verbrecher hingerichtet, so findet sich stets ein großes Publicum ein. Die Neugierde, die Lust am Schauerlichen bringt dabei Hunderte, Tausende zusammen. Allein die Menge benimmt sich dabei nie mit der Haltung, die dem Ernst der Sache angemessen wäre, das Gedränge verursacht Lärmen; ist der Verbrecher durch eine ungewöhnliche Gräulichkeit seiner That besonders verhaßt, so werden ihm Schmähungen, Verwünschungen zugerufen, die Menge empfindet in seinem Tode gewissermaßen das befriedigte Gefühl der Rache, oder wenn Sie wollen die Sühne für sein verletztes sittliches Gefühl, es freut sich über den Tod des Verbrechers. Das ist entschieden roh, wenigstens für das Gefühl des Einzelnen. Aber diese Rohheit ist eben nur in der Menge durch gegenseitige Ansteckung entstanden. Kein Einzelner von den Tausenden würde den Tod eines Verbrechers einzeln und allein ohne Schauder, selbst ohne Mitleid ansehen, während er als Theil des Publicums von der Rohheit des Ganzen angesteckt wird. Jetzt denken Sie sich dieses ganze roh angeregte Publicum nach der Stadt zurückkehrend, denken Sie sich daß ihm ein Leichenzug begegnet, daß hinter dem Sarge eine trauernde Mutter oder kleine Kinder einher wanken, so wird die rohe Menge von selbst Platz machen, wird still werden und ist der zu Begrabende etwa bekannt, wird man den Zug mit entblößtem Haupte vorüberlassen. Ist das nicht wieder zartfühlend? Und dieses zartfühlende Publicum wird wieder zum Ungeheuer, wenn seine Leidenschaften durch religiösen oder politischen Fanatismus fort und fort aufgestachelt werden. Es wüthet schlimmer als ein Rudel hungriger Wölfe in der Bartholomäus-

nacht, es umtanzt mit viehischer Aufregung die Guillotine, auf der die edelsten Köpfe fallen, es mordet, sengt und brennt. Und doch genügt wieder ein glückliches Wort dieses Ungeheuer von Publicum zum Lamm zu machen. Als man zur Revolutionszeit in Paris einen Mann fortschleppte, um ihn an die Laterne zu hängen, fragte dieser mit glücklichem Witze: „werdet ihr besser sehen, wenn ihr mich an die Laterne hängt?" Der wüthende Haufen lachte und ließ ihn frei. So ist das Publicum in ruhigen Zeiten Knecht, es läßt alles über sich ergehen, sowol von Seiten einer Regierung als von Seiten Einzelner, die es mißbrauchen. Aufgeregt aber ist es Despot und duldet selbst keine andere Meinung, als die, von der es eben selbst beherrscht wird. So sehen Sie daß das Publicum alles ist was man aus ihm macht."

„Wir sind sehr weit von unserm Thema abgekommen", sagte Lenz, „wir sprachen eigentlich nur vom Publicum im Theater und Sie sprechen vom Publicum im Allgemeinen. In Bezug auf das erstere will mir noch nicht einleuchten daß dasselbe kein Urtheil und doch das einzig richtige, keinen Geschmack und doch den einzig richtigen haben soll."

„Ich mußte erst von den Eigenschaften des seltsamen Dinges, das man Publicum nennt, im Allgemeinen sprechen", erörterte Merks, „ehe ich vom Publicum im Theater oder dem Publicum den Leistungen der Künstler gegenüber sprechen kann. Nur durch das Allgemeine läßt sich das Besondere verstehen. Was nun den Geschmack des Publicums betrifft, so zeigt sich nirgends die Unselbstständigkeit desselben schärfer, nirgends ist es klarer daß man aus ihm machen kann was man will, als in diesem Puncte."

„Das ist wol sehr wahr“, fiel Lenz ein, „wenn wir aber die Geschichte ansehen, so finden wir daß der Fortschritt der Menschheit immer durch hervorragende Geister, durch Männer, die sich über die Masse erheben, angeregt, gefördert worden ist. Die Masse also bedarf eines Einflusses, soll sie nicht auf der Stufe stehen bleiben, die sie bereits erreicht hat.“

„Ganz recht“, sagte der Magister, „das Publicum wird immer von außen her angeregt.“

„„Auch wenn ein Einzelner aus seiner Mitte aufsteht und es in Bewegung setzt?““

„Allerdings, der Einzelne tritt dann aus dem Publicum heraus und als Einzelner ihm gegenüber. Solche Einzelne haben nun in Kunst und Literatur, auch sonst noch die abscheulichsten Geschmacklosigkeiten aufs Tapet gebracht und das Publicum hat an diesen Geschmacklosigkeiten Gefallen gefunden und hat sie nachgeahmt. Deßhalb kann man sagen daß das Publicum keinen Geschmack habe. Und doch hat es wiederum einen feinen Geschmack, denn alle diese Geschmacklosigkeiten halten sich nicht, sie haben keine Dauer. Man kann deßhalb den Geschmack des Publicums verderben, der gesunde Sinn aber, der zuletzt wieder in der ganzen Menschheit liegt, behält am Ende doch die Oberhand. Daran knüpft sich ganz richtig der Satz: daß das Publicum kein Urtheil und doch das einzig richtige habe. Man kann nehmlich das Urtheil des Publicums irre führen und in so fern hat es gar kein Urtheil. Aber das geht nicht auf die Dauer. Das wahre Urtheil des Publicums zeigt sich oft erst nach Jahren, nach Jahrzehnten. Klar spricht sich das in Kunstwerken aus. Wir haben in der dramatischen Literatur nach Lessing, Schiller und Göthe die verschiedensten

Arten von Dramen gehabt, die romantischen, die Schicksalstragödien, die Ritterstücke. Alle diese haben eine Zeit lang gefallen, sie sind aber jetzt schon vergessen, während die drei großen Männer, die ich vorhin nannte, noch jetzt dem Publicum gefallen. Das ist das wahre Urtheil des Publicums. Aehnlich hat dieses Urtheil die Namen Haydn, Mozart, Bach, Händel, Gluck, Beethoven mit dem Kranze der Unsterblichkeit geschmückt."

„Demnach", fragte Herbst, „käme das wahre Urtheil des Publicums erst nach Jahren, vielleicht nach dem Tode der Dichter und Künstler zum Vorschein?"

„Nicht immer", bemerkte der Magister, „das Publicum urtheilt meistens schon im Augenblicke richtig, man muß nur das Urtheil verstehen. Bleiben wir beim Theater stehen, wo das Publicum am Unmittelbarsten sich ausspricht. Wie ist hier das Urtheil des Publicums zu erkennen? Zunächst kommt es darauf an daß das Publicum durch Darstellung eines Stückes angeregt wird. Geschieht das nicht, bleibt es kalt, wird es mißmuthig, so ist entweder das Stück, oder auch die Darstellung desselben schlecht. Das Publicum kann das schwer entscheiden. Es empfängt eben keinen Eindruck, also mißfällt ihm die Sache. Hier nun das Richtige herausfinden, ob Stück und Darstellung oder nur eins von beiden mißlungen ist, kann nur der Mann von Fach. Empfängt nun das Publicum durch eine Vorstellung einen mehr oder minder lebhaften Eindruck, so äußert es diesen, und diese Aeußerung ist sein Urtheil. Um aber dieses Urtheil zu würdigen muß man zweierlei ins Auge fassen. Erstens wie äußert sich das Publicum, zweitens durch welche Mittel ist der Eindruck hervorgebracht worden. Erst wer das

genau untersucht kann das Urtheil des Publicums beurtheilen oder herausfinden.

Wenn dem Publicum etwas recht gefällt, so pflegt es zu klatschen, zu rufen. Das ist denn auch der gewöhnliche Maßstab für den Beifall, den man anlegt. Allein damit hat man entschieden Unrecht. Das erste und richtigste Zeichen daß dem Publicum etwas gefällt ist die gespannte Aufmerksamkeit, mit der es eine Vorstellung verfolgt. Diese beweist einen entschiedenen Eindruck, ist somit Beifall, somit ein günstiges Urtheil. So wie das Publicum keinen Eindruck empfängt wird es unruhig, die Unruhe pflanzt sich ansteckend fort und kann sich sogar bis zu Mißfallensbezeigungen steigern. Die gespannte Aufmerksamkeit, die sich in einzelnen Scenen bis zur unbeweglichen Stille steigert, kommt natürlich nur in ernsten Stücken vor. Ist das Publicum aber wirklich in der Tiefe erregt, so ist es weniger geneigt in lauten Beifall auszubrechen. Der laute Beifall ist übrigens kein untrügliches Zeichen. Er unterliegt theils der Sitte, denn in frühern Zeiten war man damit viel sparsamer, theils aber läßt er sich leicht durch Einzelne anregen und dieß geschieht auch wol absichtlich, nicht immer aus lauteren Gründen. Sie sehen also daß das wahre eigentliche Urtheil des Publicums gar nicht so leicht zu erkennen ist, und daß etwas sehr gefallen kann ohne durch lauten Beifall ausgezeichnet zu werden."

„Sonach würden wir zunächst zu beachten haben", sagte Lenz, „ob etwas das Publicum überhaupt anregt oder nicht. Was nicht anregt wäre dann mißlungen."

„So ist es", erwiederte Merks, „was nicht anregt ist verfehlt. Mögen es tausend Mal die Kenner sein wollen

preisen, es fehlt ihm dann das, was das Publicum ergreift, und dann ist es verfehlt, denn die Kunst muß jeden zu fesseln verstehen, nicht nur die sogenannten Gebildeten. Nur halten sie im Theater immer fest daß ein gutes Stück in schlechter Darstellung nicht zur Geltung kommt, daß dagegen ein schlechteres Stück durch gute Darstellung gewinnt. Das Publicum kann hier keinen Unterschied machen, weil es eben in einem dargestellten Stück etwas Ganzes empfängt. Als schlagendes Beispiel führe ich Ihnen die Anekdote von Schiller an. Als dieser seinen Fiesko den Schauspielern in Mannheim vorlas, erschien ihnen das Stück unerträglich und einer nach dem andern schlich sich fort. Als sie nachher das Stück selbst lasen, fanden sie es vortrefflich. Schiller hatte es eben schlecht vorgetragen. Diese Erfahrung wiederholt sich fortwährend, indem dasselbe Stück in einer Stadt entschieden gefällt, in einer andern eben so entschieden mißfällt. Es gibt allerdings Stücke, die in der schlechtesten Darstellung noch gefallen und diese mögen dann die echten und rechten Dichtungen sein. Schiller gefällt in der Dorfscheune."

„Nehmen Sie denn nun das Gefallen eines Stückes für Ausspruch des Publicums", fragte Herbst, „und diesen Ausspruch für das richtige Urtheil?"

„Nein", erwiederte Merks, „hier muß nun erst untersucht werden ob dieses Gefallen nicht erschlichen ist, ob der Dichter nicht falsche, das heißt unkünstlerische Mittel gebraucht hat, um das Publicum anzuregen. Solche unkünstlerische Mittel sind Pomp und Pracht der Ausstattung, der Decorationen, Aufzüge, Feuerwerke, eingeflochtene Tänze, Gefechte u. s. w. Durch diese Mittel wird die platte Schau-

lust des Publicums angeregt; es sieht dergleichen gern, geht in das Theater und gibt seinen Beifall zu erkennen. Es kommt im Augenblicke des Eindrucks nicht zum Bewußtsein ob seine Erregung durch die richtigen Mittel erzielt worden, oder anders ausgedrückt ob seine Erregung eine künstlerische gewesen oder nicht. Ein geübteres Publicum, d. h. ein solches, das viel ins Theater geht, erkennt das aber meist hinterher und Sie können oft wenn die Menge nach Hause geht die Aeußerung hören: „eigentlich muß man sich schämen so gelacht zu haben.“ Und doch kann sich der Einzelne im Publicum dem allgemeinen Eindrucke nicht leicht entziehen. Mir bleibt in dieser Beziehung die Aeußerung einer geistreichen Frau unvergeßlich. Sie war in einer jener französischen Schauerkomödien gewesen, wo die haarsträubendsten Unglücksfälle und ausgesuchtesten Schlechtigkeiten die Mittel sind das Publicum zu packen. Nach der Vorstellung erging sie sich in der bittersten Kritik des Stückes. Ich warf ihr ein daß sie ja auch geweint habe. Da entgegnete sie: „wenn Sie einem Hunde ein Bein ausreißen muß ich auch weinen.“ Dieses Wort ist bezeichnend. Es gibt eine ganze Richtung von Stücken, die nur dadurch das Mitleid zu erwecken wissen, daß sie dem Hunde ein Bein ausreißen. Diese unkünstlerischen Mittel finden sich nun nicht bloß im ernsten Drama, sie finden sich auch in der Posse. Hier sind die unkünstlerischen Mittel weniger in die Dichtung gelegt, als dem Darsteller zugewiesen. Diesem wird nehmlich Gelegenheit und Raum zur Karrikatur gegeben. Und nur durch die Darsteller, die Komiker können diese Possen eine Wirkung machen. Der Hanswurst, den Gottsched verbannte, drängt sich doch wieder ein. So be-

rechtigt der Hanswurst als drollige Volksfigur ist, so kann er doch auf keine künstlerische, wenigstens nur auf eine untergeordnete Anerkennung Anspruch machen. Wo also unkünstlerische Mittel zur Anordnung gebracht werden ist der Beifall des Publicums, also sein Urtheil ein erschlichenes, gefälschtes, das Publicum ist eben betrogen worden, wie der Bettler mit erlogenem Unglück die Wohlthätigkeit betrügt. Indessen läßt sich wiederum das Publicum nicht auf lange betrügen, denn nichts verschwindet rascher und kommt schneller in Vergessenheit, als unkünstlerische Dichtungen. Sie werden nun wol erkennen was ich mit dem Satze meinte: das Publicum hat gar kein und doch das richtigste Urtheil."

„Wie aber steht der Künstler als Einzelner dem Publicum gegenüber" fragte Lenz.

„In der eigenthümlichsten Lage", erwiederte Merks, „er verachtet das Publicum und strebt unablässig ihm zu gefallen. Je mehr der Künstler es wahr und redlich meint, desto mehr muß es ihn empören daß das Publicum sich so leicht von Gaukelei betrügen läßt, und das Herz blutet ihm wenn es eine feile Metze für die jungfräuliche Muse nimmt und ihr zujauchzt. Diese Empörung grenzt nahe an Verachtung. Und doch ist es das Publicum wieder allein, das ihm den Lorber reicht und reichen kann, und nach diesem ringt er. Denn so leicht sich das Publicum betrügen läßt, so verliert es doch nicht leicht den gesunden Sinn für das wahrhaft Schöne, wenn das ihm nur geboten wird. So ist die Stellung des Künstlers dem Publicum gegenüber eine peinliche. Je mehr ihn die Anerkennung desselben hebt, desto tiefer schmerzt ihn Kälte und Verkennung. Er kann

nur zur richtigen Beurtheilung der Sachlage kommen, wenn er bedenkt daß er als Künstler allerdings dem Publicum als Einzelner gegenüber steht, daß er aber in andern Beziehungen wieder selbst zum Publicum gehört und der Schwächen desselben theilhaftig ist."

„„Und gibt es niemanden, der sich als Einzelner fühlt und sich so dem Publicum gegenüber stellt?""

„Es gibt hervorragende Geister, die unendlich über der Masse stehen, die meistens berufen sind sie zu leiten und zu führen, die in Kunst, in Wissenschaft, in öffentlichen Dingen durchaus anders als das Publicum fühlen und urtheilen und so mit ihm in Widerspruch stehen. Ob es aber doch nicht irgend eine Beziehung gibt, in welcher sie sich von der Masse fortreißen lassen, in ihr aufgehen mag ich nicht bejahen, nicht verneinen."

„Sie sagten zuletzt", bemerkte Lenz, „das Publicum sei undankbar und dankbar. Wie lösen Sie diesen Widerspruch?"

„Auf die einfachste Weise", erwiederte Merks. „Das Publicum hat kein Organ, durch das es sich ausdrücken kann. So kann es kommen daß es irgend einen bedeutenden Mann schätzt, liebt, verehrt ohne daß dieser es weiß, weil eben das Publicum keinen Mund hat, der für es spricht. Dann erscheint das Publicum undankbar. Und bei der Beweglichkeit desselben, bei dem immer Neuen, was das Publicum anregt, vergißt es auch leicht die Verdienste Einzelner. Hat jemand Popularität errungen, so muß er sie durch stete neue Leistungen zu erhalten wissen, will er nicht vergessen werden. Auch in dieser Beziehung ist das Publicum undankbar. Findet sich aber jemand, der sich zum

Organ des Publicums macht und dem verdienten Manne dankt, so strömt ihm die Masse zu, und dann ist das Publicum wieder dankbar, oft sehr dankbar. Nur ohne Anregung thut es nichts, kann es nichts thun."

„Und meinen Sie", fragte Herbst, „daß das Publicum bei allen Völkern und zu allen Zeiten so war und ist?"

„Die Grundzüge von dem Wesen des Publicums sind wol zu allen Zeiten, bei allen Völkern dieselben gewesen. Natürlich gibt es aber Schattirungen je nach dem Bildungsgrade und den besondern nationalen Eigenschaften eines Publicums, namentlich Schattirungen von mehr oder minder lebhaft. In manchen Beziehungen hat ein Publicum Vorzüge vor dem andern. Da wir einmal vom Theater sprechen, so mag Ihnen hier ein Beispiel dienen. Das französische Publicum verlangt im Theater mit unerbittlicher Strenge eine vollendete Darstellung. Es bestraft Nachlässigkeiten der Darstellung, z. B. schlechtes Lernen der Schauspieler mit dem strengsten Mißfallen. Von dieser Strenge hat das deutsche Publicum keinen Begriff, es läßt sich Nachlässigkeiten in der Darstellung nur zu sehr gefallen, wenn sie nicht zu stark werden. Doch brechen wir ab. Es läßt sich so viel über das Publicum sagen, daß man ein dickes Buch darüber schreiben könnte."

„Sie sind in vieler Beziehung hart in Ihrem Urtheile über das Publicum", sagte Lenz, „würden Sie wagen das drucken zu lassen?"

„Ohne Sorge", erwiederte Merks lachend, „denn wer das läse, läse es als Einzelner, er fühlte sich während er liest gar nicht im Zusammenhange mit dem Publicum und

würde mir ganz Recht geben. Das Publicum ist eben niemals einer, es fängt erst bei zweien an."*)

*) Sie gehen wirklich zu weit, Herr Verfasser. Hier lassen Sie das ganze Kapitel mit den letzten Worten des Magisters aufhören. Das ist doch kein ordentlicher Schluß. Sie mußten doch wenigstens mittheilen daß die drei Herren austranken und nach Hause gingen.**)

Anm. des Setzers.

**) Sie haben nicht ganz Unrecht, Herr Setzer, ich will es beim nächsten Kapitel besser machen.

Anm. des Verfassers.

Sechstes Kapitel.

Magister Merks unterhält sich mit geistreichen Damen über Geist, spricht auch über die Naturgeschichte des Buchhandels.

Es war ein schöner Sommertag, als Magister Merks einen größern Spaziergang gemacht hatte und in einem Dorfe einkehrte, um der Ruhe zu pflegen und sich mit einem Glase Bier zu stärken. Er setzte sich in dem Garten des Wirthshauses an einen leeren Tisch, zündete um die Mücken zu vertreiben eine Cigarre an und indem er die Rückkunft des Kellners erwartete, der ihm das Bestellte bringen sollte, spähte er im Garten umher, ob er wol einen Bekannten fände. Und siehe da, an einem Tische in der Ecke des Gartens saß Herr Winter mit Frau und Tochter, ein ihm bekannter Fabrikant. Gleichzeitig mit ihm hatten ihn jene gesehen und winkten ihm freundlich daß er sich zu ihnen setzen möge. Obschon Merks vielleicht lieber allein gewesen wäre, konnte er doch ohne unhöflich zu sein den Wink nicht unbeachtet lassen und ging hinüber neben Frau und Tochter

Platz nehmend. Der Kellner brachte ihm das bestellte Bier und bald entwickelte sich ein lebhaftes Gespräch.*)

Frau Winter und ihre Tochter Bertha waren sehr belesen und so wandte sich das Gespräch bald auf die Literatur. „Ich habe mich neulich“, sagte Bertha im Verlauf desselben, „mit meiner Mutter gestritten und möchte Ihre Entscheidung haben. Meine Mutter nannte Herrn Sommer einen geistreichen Dichter und ich behauptete das sei ein Pleonasmus. Geistreich sein verstünde sich bei einem Dichter von selbst. Habe ich nicht Recht?“

„Nein, du hast nicht Recht“, entgegnete Frau Winter, „man kann geistreich sein ohne Dichter zu sein, und umgekehrt. Entscheiden Sie, Herr Magister.“

„Wenn wir hier auf das Klare kommen wollen“, sagte Merks, „so müssen wir uns erst darüber verständigen was wir unter Geist verstehen. Erklären Sie einmal das Wort Fräulein Bertha.“

Bertha rief: „Geist ist — Geist ist — ja wie kann man das erklären, das fühlt sich mehr als es sich sagen läßt.“

Merks lächelte und erwiederte: „so geht es uns mit vielen Wörtern. Wir brauchen sie häufig, wir wissen ungefähr was wir damit sagen wollen, sollen wir sie aber definiren, so sind wir uns über den Umfang des Begriffes nicht klar, den sie aussprechen.“

„So erläutern Sie uns den Begriff“, sagte Frau Winter.

---

*) Ist es so recht, Herr Setzer? Sie alter Murrkopf!

Anm. des Verfassers.

„Das würde etwas weitläufig werden“, entgegnete der Magister, „das Wort Geist wird bald für engere, bald für weitere Begriffe gebraucht. Zunächst bedeutet es einen Gegensatz zu Materie.“

„Der Begriff wird uns bald verloren gehen“, fiel Herr Winter lachend ein, „die Materialisten finden bereits alles in der Materie und leugnen jeglichen Geist.“

„Je nun“, erwiederte der Magister, „die Materialisten sind in ihrem Rechte.“

„In ihrem Rechte“, fiel Bertha ein, „wie können Sie so etwas sagen! Das ist ja ein abscheulicher Gedanke. Unser Geist ist ja das Beste was wir haben. Was wäre ich ohne Geist!“

„Immer die hübsche Bertha Winter“, sagte Merks lächelnd. „Verstehen Sie die Leute nur nicht falsch. Die Naturwissenschaften untersuchen die Natur nach allen Richtungen hin. Sie gehen dabei von dem Grundsatze aus daß sie nur mittheilen was sie wirklich finden. Bis jetzt haben sie bei der physiologischen Untersuchung des Menschen noch keinen Geist gefunden und sie behaupten auch nur keinen gefunden zu haben.“

„Ja wie können sie denn den Geist finden“, sagte zweifelnd Frau Winter, „da er unsichtbar ist?“

Bertha schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „unsichtbar? Also überhaupt für uns nicht wahrnehmbar? Wie kann aber so etwas in unserem Körper wohnen? Wie kann etwas ganz Unsinnliches Einwirkung auf unser sinnliches Leben haben? Wenn die Materialisten Recht hätten?“

„Um Gotteswillen“, fiel die Mutter ein, „du bist ja ruchlos! Wenn es keinen unsichtbaren und unsterblichen

Geist gibt, hört ja das ganze Christenthum auf! Willst du deinem Glauben entsagen?"

„Ja, Mutter", erwiederte Bertha, „das ist denn doch ein Gedanke, über den man nachdenken muß! Wenn es keinen unsichtbaren und unsterblichen Geist gibt" —

„Es muß einen geben", rief Frau Winter, „ei ich lasse mir meinen Geist nicht abstreiten."

„Sie stehen auf einmal vor sehr wichtigen Fragen", sagte Merks, „vor Fragen, welche viele denkende Köpfe beschäftigen. Doch lassen Sie sich darüber keine grauen Haare wachsen, das jetzige Geschlecht löst diese Fragen noch nicht und so sind Sie vollkommen berechtigt bei Ihren alten Anschauungen, bei Ihrem Glauben zu bleiben. Uebrigens ist es ein bedenkliches Zeichen zu Gunsten der Naturforscher daß es uns in der Literatur eben so geht. Wir suchen in vielen Büchern nach Geist und finden keinen."

„Ah so", sagte Frau Winter, „die ganze Sache läuft auf einen Witz hinaus. Ich athme ordentlich wieder auf. Keinen Geist haben wäre ja entsetzlich!"

„Ja wohl", erwiederte Merks, „wenn der Mensch von seinen liebsten Vorstellungen lassen sollte, so thut ihm das fast so weh, als wenn man ihm die Haut abziehen wollte, und er wehrt sich so lange er kann. Uebrigens sein Sie ruhig, Frau Winter, einer so geistreichen Frau wie Sie sind wird selbst der kühnste Materialist den Geist nicht absprechen."

Frau Winter sah den Magister zweifelnd an und sagte: „man weiß doch nie wie man mit Ihnen daran ist. Soll ich Ihren Spott übel nehmen oder nicht?"

Der Magister machte das ehrlichste Gesicht, dessen er

fähig war und sagte: „Spott, Frau Winter? Ach Sie verkennen mich.“

Herr Winter nieste plötzlich und seine Frau fuhr fort: „lassen Sie es gut sein, Sie sind ein Mephisto. Kommen wir lieber auf unsere erste Frage zurück.“

„Wir sind eigentlich mitten darin“, erwiederte Merks, „da wir so gründlich den Begriff Geist untersuchen. Mag nun dieser Geist, von dem wir sprechen, materiell oder nicht materiell sein, so muß ihn doch jeder Dichter haben. Denn wenn er auch ohne vieles, namentlich Materielles leben muß, was andere besitzen, so ist dieser Geist das Lebensprincip, ohne welches er gar nicht leben würde.“

„Was wir nun ferner in zweiter Bedeutung unter Geist verstehen ist allerdings etwas anderes. Dieser Begriff wird uns klarer werden durch sein Gegentheil Geistlosigkeit. Die Menschen zerfallen in zwei große Klassen, in solche welche stehen bleiben, wo sie hingestellt werden, und in solche, welche vorwärts streben. Die letzten sind die Denker, die Selbstdenker. Diese bleiben nicht bei den Anschauungen und Begriffen stehen, die ihnen von den Vätern überkommen sind, sondern suchen dieselben zu erweitern, fortzubilden. Die letzten haben Geist, die ersteren nicht.“

„Das liefe auf den Unterschied zwischen klug und dumm hinaus“, bemerkte Bertha.

„Durchaus nicht“, sagte Merks, „wenigstens würden viele das nicht gelten lassen. Es gibt Menschen, die sehr viel wissen, also dem Sprachgebrauch gemäß nicht dumm sind, und die dennoch keinen Geist haben. Es kann z. B. jemand sogar sehr gelehrt sein ohne eine Spur von Geist. Alles was er lernt häuft er in seinem Gedächtnisse an ohne

von dem Gelernten für sein Denken, Empfinden, Handeln den geringsten Nutzen zu haben. Genau so wie er es gelernt lehrt er es wieder. Er thut zu dem Schatze seines todten Wissens keinen neuen Gedanken hinzu, er zieht keine neuen Schlüsse, er ist nichts wie ein Raum, in den eine Quantität Gelehrsamkeit hinein gelegt worden war und wieder heraus genommen wird."

„Solche Gelehrte", sagte Bertha, „bilden doch gewiß nur eine verschwindende Minderheit?"

„Entschuldigen Sie, Fräulein", erwiederte Merks, „ich bin selbst ein Gelehrter und habe nicht das Recht unsere Zunftgeheimnisse zu verrathen."

„Ich hoffe Sie werden jetzt die zweite Bedeutung von Geist erfaßt haben. Geist ist die Fähigkeit des Selbstdenkens, des weiter Strebens. Er erzeugt neue Gedanken, neue Anschauungen, neue Verknüpfungen, er schafft den Fortschritt. Er ist bei den Einzelnen in verschiedenem Grade da. Im höchsten Grade nennen wir ihn auch wol Genie. Diesen Geist des Selbstdenkens soll nun ein Dichter wol auch haben."

„Also habe ich Recht", sagte Bertha, „daß ein geistreicher Dichter ein Pleonasmus ist."

„Noch nicht ganz", erwiederte Merks, „denn eben das Wort geistreich wird namentlich noch von einer dritten Bedeutung des Wortes Geist gebraucht. Diese dritte Bedeutung bezeichnen die Franzosen mit dem Worte esprit. Der Esprit ist aber etwas wesentlich anderes, als was wir in der zweiten Bedeutung mit Geist bezeichnen. Esprit ist zusammengesetzt aus Witz und leichter Form. Er erfaßt die Dinge nicht in ihrem Wesen, sondern in ihrer Erscheinung. Er

geht nicht in die Tiefe, sondern hält sich an die sichtbare Oberfläche. Er ist der perlende Schaum, die prickelnde Kohlensäure im Gegensatz zu dem Alkohol, der den wesentlichen Bestandtheil des Weines bildet. Er tändelt und spielt mit Worten, er sucht Aehnlichkeiten und Beziehungen zwischen Dingen, die an sich keine haben. Er hat mehr Einfälle als Gedanken. Er entwickelt sich nicht folgerichtig als Gedanke aus Gedanken, sondern entsteht blitzschnell durch einen flüchtigen Einfall. Er verträgt auch keine logische Untersuchung, und Folgerichtigkeit des Denkens ist bei ihm nicht zu suchen. Sie sehen daß die zweite und dritte Bedeutung des Wortes Geist wesentlich verschieden ist. Dennoch haben wir nur das eine Wort für die beiden Bedeutungen. Ein neuerer Schriftsteller hat deßhalb für die dritte Bedeutung das Wort Geistreichigkeit gebraucht. Das Wort ist indessen schlecht gebildet und hat daher keine allgemeine Aufnahme gefunden. Die Sprache gibt uns aber doch ein Mittel die beiden Bedeutungen auseinander zu halten, indem sie verschiedene Beiwörter bildet. Geistvoll nennt man einen Menschen, der Geist in der zweiten, geistreich einen, der Geist in der dritten Bedeutung besitzt."

„Geistvoll und geistreich", sagte Bertha, „richtig, das unterscheidet sich ziemlich scharf. Man fühlt das und wird sich darüber doch nicht klar. Nun scheint mir die Frage auch lösbarer ob ein Dichter auch Geist besitzen müsse."

„Wir sind der Sache allerdings etwas näher getreten", antwortete Merks, „müssen aber zunächst uns klar machen was Poesie ist, was wir vom Dichter verlangen, was den Dichter macht. Zuerst ist es die Fähigkeit etwas zu gestalten. Der Lyriker gestaltet Stimmungen, Gefühle, Empfindungen,

der Epiker und Dramatiker dagegen muß ganze Menschen, muß Charaktere gestalten. Der Mensch ist und bleibt der einzig würdige Gegenstand für die Dichtung. Diese Gestaltungsfähigkeit ist an und für sich verschieden von Geist. Homer z. B. besitzt sie im höchsten Grade, er ist Dichter durch und durch. Und doch ist Homer weder geistvoll noch geistreich. Eben so wenig sind es die Nibelungen oder Gudrun. Allein die griechischen Tragiker sind zugleich geistvoll und Aristophanes ist zugleich geistreich."

„Ich fange an zu verstehen wo Sie hinaus wollen", sagte Frau Winter, „fast scheint es daß der Geist erst mit der Kunstdichtung aufträte, in der Volksdichtung aber noch nicht vorhanden sei. Denn das Volkslied, so dichterisch es ist, kann man doch auch weder geistvoll noch geistreich nennen."

„Vielleicht haben Sie das Rechte getroffen", entgegnete der Magister, „obwol ich mich in Acht nehme hier gar zu scharfe Unterschiede aufstellen und classificiren zu wollen. Gehen wir auf die Griechen zurück, so nennen wir Homer deßhalb nicht geistvoll, weil er die Objectivität selbst ist. Er erzählt nur was außer ihm liegt und thut von seinen eignen Gedanken und Empfindungen nichts hinzu. Wo er hier und da Lebensweisheit ausspricht, ist es die im ganzen Volke lebt, die ihm nicht allein gehört. Anders schon bei den Tragikern. Diese ganz reine Objectivität hört bei ihnen auf. Ihre Personen und namentlich die Chöre sprechen auch Lebensweisheit aus, allein es ist nicht die ihrige, es ist die des Dichters. Der Dichter spricht in solchen gnomischen Stellen durch den Mund seiner Personen. Der Gedanke, die Reflexion kommt in das Gedicht und so nen-

nen wir das Gedicht und den Dichter geistvoll. Aristophanes ist dagegen geistreich. Doch möchte ich über den nichts weiter sagen, weil man mit einem Scheine von Recht einwerfen könnte: er sei mehr Satiriker als Poet und seine Komödien seien weniger Dichtungen mit satirischem Inhalt, als vielmehr Satiren in einer dichterischen Form. Und ist das richtig, so paßt die Bezeichnung geistreich ganz richtig auf ihn, denn Satire soll geistreich sein."

„Demnach", sagte Bertha, „brauchte ein Dichter wirklich weder geistvoll noch geistreich zu sein?"

„Das ist eine schwere Frage", erwiederte Merks, „die ich mir nicht unbedingt zu beantworten getraue. Viele unserer schönsten lyrischen Gedichte enthalten eben nichts als die dichterischste Anschauung und man kann sie weder geistvoll noch geistreich nennen. Wenn aber die Dichtung weiter geht, wenn sie sich zum Epos und Drama erhebt, so fragt es sich ob hier die Erfindung, die Gliederung, der Bau einer Dichtung geistvoll oder poetisch genannt werden muß. Es fragt sich ferner ob im Epos und Drama nicht neben schön Gestaltetem auch schön Gedachtes seine Stelle verlangt. Das erstere wäre rein dichterisch, das zweite geistvoll. Doch würde es uns zu weit führen, wenn wir das ausführlich behandeln wollten. Für unsern Zweck genügt es zu finden was Geist ist und wie er sich neben dem Dichterischen verhalte. Wir sehen nun bei den neuern Dichtern daß sich dichterisch, geistvoll und geistreich bei den einzelnen wunderbar mischen. Göthe ist in vielen seiner lyrischen Sachen rein dichterisch. Er ist in Faust, in Iphigenie, in Tasso dichterisch und geistvoll zu gleicher Zeit. In vielen seiner gnomischen Sachen ist er auch geistreich. Schiller ist

selten bloß dichterisch, er ist meistens zugleich geistvoll. In seinen Xenien ist er auch geistreich. Lessing ist durchweg geistvoll, nie bloß dichterisch, zuweilen wird er auch geistreich. Shakespeare ist dichterisch und geistvoll, ob man ihn geistreich nennen soll weiß ich nicht. Sein Witz ist doch meistens Wortspielerei. Recht auffällig ist Heine. Er ist dichterisch und geistreich, geistvoll ist er selten. Börne dagegen ist geistreich ohne alle Spur von Poesie."

„Hören Sie auf mit Ihren Beispielen", rief Frau Winter, „das verwirrt mich immer mehr. Ich komme immer noch nicht zu der Lösung unserer ersten Frage: muß ein Dichter geistvoll oder geistreich sein?"

„Ja, verehrte Frau", antwortete Merks, „die Frage ist eben schwer. Mir scheint daß ein Dichter, namentlich ein Lyriker ganz gut denkbar ist ohne geistvoll oder geistreich zu sein. Hat aber ein Dichter Geist, so kommt es darauf an daß dieser mit der eigentlichen dichterischen Anlage, mit der Gestaltungsfähigkeit in rechtem Verhältniß steht. Letztere ist unbedingt die Hauptsache. Ueberwiegt der Geist in beiden Bedeutungen die dichterische Gestaltungsfähigkeit, so verliert der Dichter unendlich an seinem Werth, er wird immer mehr bloß Schriftsteller. Und diesen Fall sehen wir in neuerer Zeit nur zu häufig, namentlich in unserer erzählenden Poesie. Je weniger unsere Erzähler dichterische Gestaltungsfähigkeit besitzen, je weniger sie vermögen wahre, lebensvolle Menschen zu zeichnen, gute Verwicklungen zu erfinden, Handlungen zu verknüpfen, desto mehr suchen sie das durch geistvolle und geistreiche Zuthaten zu ersetzen, desto weniger können ihre Erzeugnisse auf das Beiwort dichterisch Anspruch machen. Ich spreche hier natürlich nur von

solchen, die wirklich mehr oder weniger Geist besitzen und nicht von denen, die bloß durch die Zuthat von überflüssigen Beschreibungen und Schilderungen mühsam eine Erzählung zusammenstoppeln. Sie werden in vielen Erzählungen allerhand lange Bemerkungen der Dichter selbst oder lange Gespräche finden, die sich mehr oder weniger geistvoll oder geistreich über allerhand Dinge aussprechen, die gar nicht zur Sache gehören. Hier hört jede Objectivität auf, denn hier spricht immer nur der Dichter. Und Sie können darauf rechnen, je mehr eine Erzählung geistvolle oder geistreiche Gespräche enthält, desto geringer ist die Gestaltungsfähigkeit des Verfassers und somit ihr dichterischer Werth. Und ganz richtig, wenn auch vielleicht ganz unbewußt spricht man von geistreichen Novellisten, während ein solcher nur das Beiwort dichterisch als Lob ansehen könnte."

„Demnach müßte ein Dichter also eigentlich keinen Geist haben", sagte Bertha.

„Das geht nicht daraus hervor", erwiederte Merks, „nur muß der Geist im richtigen Verhältniß zu der eigentlichen dichterischen Fähigkeit stehen. Die letzte ist die Hauptsache, sie muß überwiegen, sie muß den Geist anwenden, gebrauchen, sich dienstbar machen. Aber oft ist es umgekehrt, daß die dichterische Fähigkeit ungemein gering ist und durch Geist ersetzt werden soll. Dann ist aber überhaupt nicht mehr von einem Dichter, sondern nur noch von einem Schriftsteller die Rede. Vielleicht wäre hier das Wort Schöngeist recht bezeichnend."

„Sie sprechen nur von Erzählern", sagte Frau Winter, „wie ist es denn im Drama? Soll das nicht, namentlich das Lustspiel geistreich sein?"

„Es ist damit genau derselbe Fall, wie bei der Erzählung“, antwortete der Magister. „Wo das Geistreiche überwiegt, leidet die Gestaltungsfähigkeit. Im Drama kommt es hauptsächlich auf Charakterzeichnung und gut gegliederte Handlung an und auf den wahren Ausdruck der Leidenschaften und Empfindungen. Das alles leistet nur das dichterische Gestaltungsvermögen, nicht der Geist. Sie werden daher immer finden daß in Stücken, namentlich in Lustspielen, die man vorzugsweise geistreich nennt, Charakterzeichnung, Verwicklung und Handlung sehr schwach sind. Es gibt eine Gattung von Stücken, in denen es hauptsächlich auf Geist ankommt, die sogenannten Salonstücke. Als eine eigne Art des Lustspiels, eine Abart mögen sie Berechtigung haben, aber im wirklichen echten Lustspiel können Sie einen geistreichen Dialog schon darum nicht verlangen, weil dieses selten geistreiche Menschen zeichnet. Soll der Dialog also wahr sein, so müssen diese nicht geistreichen Menschen reden wie ihnen der Schnabel gewachsen ist und das ist nicht geistreich.“

„So viel ist mir klar geworden daß Geist und Poesie etwas Verschiedenes sind“, sagte Frau Winter, „daß es Poesie ohne Geist und Geist ohne Poesie geben kann.“

„Und daß wo sie zusammen kommen“, vollendete Merks, „ein richtiges Verhältniß stattfinden muß.“

„Haben wir denn“, fragte Bertha, „die Bedeutungen des Wortes Geist schon erschöpft? Man spricht doch von dem Geiste eines Jahrhunderts, eines Volkes, einer Schule u. s. w.?“

„Kinder“, rief Herr Winter hier aus, „ich dächte wir hätten nun Geist genug. Die Sonne beginnt stark sich

zum Untergange zu neigen, der Abend ist schön, ich denke wir gehen zu Fuße nach Hause, der Magister kann uns ja begleiten. Dann müssen wir aber aufbrechen."

Es geschah wie Herr Winter sagte und die Gesellschaft befand sich bald auf dem Heimwege. Nachdem über mancherlei gesprochen worden, rief Bertha auf einmal: „sagen Sie mir doch, Herr Magister, warum werden so viele schlechte Bücher gedruckt?"

Der Magister lächelte und erwiederte: „weil sie nicht besser geschrieben werden."

„Das ist nur ein Scherz und keine Antwort", sagte Bertha, „ich will aber Auskunft haben. Ich höre immer, daß es so schwer für einen jungen Dichter ist einen Verleger zu finden. Er läuft überall herum und niemand nimmt ihm sein Manuscript ab. Und doch wird so viel Schlechtes gedruckt? Ja es werden Bücher gedruckt, die gewiß kein Mensch kauft und an denen der Verleger sicher keinen Vortheil haben kann. Wer soll z. B. einen Roman von drei Bänden kaufen, der fünf Thaler kostet und den man im höchsten Falle ein Mal lesen kann. Eben so gibt es Zeitschriften, die ganz gewiß nicht so viel Absatz haben daß sie die Kosten decken. Sollten das die Verleger nicht vorher wissen? Sollten Sie gar kein Urtheil über die Sachen haben, die sie herausgeben? Erklären Sie mir das."

„Aha", erwiederte der Magister, „Sie wollen wissen welche Rolle die Buchhändler in den Verhältnissen der Literatur spielen. Das läßt sich nicht so leicht sagen. Das Gewerbe des Buchhandels ist eigentlich ein neues, obschon es schon zu Zeiten der Römer und später im 13. Jahrhunderte Buchhändler gegeben hat, denn es ist in seiner jetzigen

Gestalt erst nach Erfindung des Buchdrucks entstanden und ist erst im letzten Jahrhunderte zu der jetzigen Ausdehnung gelangt. Noch jünger als der Buchhandel ist aber das Gewerbe der Schriftstellerei."

„Sagen Sie nicht Gewerbe", warf Frau Winter ein, „hier muß es heißen Kunst."

„Nicht immer, werthe Frau", entgegnete Merks, „es gibt viele, die keine Ahnung von Kunst haben und doch schriftstellern. Aber auch für wirklich begabte Dichter, insofern sie durch ihre Arbeiten ihren Lebensunterhalt gewinnen, hat das Schriftstellern seine gewerbliche Seite, ja ist geradezu ein Gewerbe. Wenn man es nun von dieser Seite betrachtet, so wird es dadurch nicht heruntergesetzt. Also das Gewerbe des Schriftstellerns ist noch viel jünger, denn daß dem Schriftsteller für seine Arbeit eine Bezahlung, ein Honorar gebühre ist eine Einsicht, welche den Buchhändlern sehr langsam und nur nach und nach gekommen ist, ja manche haben dieselbe auch in neuester Zeit noch nicht gewonnen. Hat doch selbst die Gesetzgebung erst in der neuesten Zeit begriffen daß Nachdruck Diebstahl ist, hat doch noch Göthe, um sich gegen Nachdruck, also Diebstahl zu sichern ein Privilegium, also einen Schutzbrief vom deutschen Bunde erwirken müssen, wie man in Kriegszeiten eine sauve-garde gegen Plünderung erwirkt."

„Aber wie kommt es", fragte Bertha, „daß man dem Schriftsteller sein klares Recht so lange vorenthielt?"

„Es steckt noch so viel Philisterei in unserem Volke", erwiederte der Magister, „die nur das für Arbeit hält, was einen greifbaren Nutzen gewährt. Daß die Künste einen sehr hohen, ja den höchsten allgemeinen Nutzen neben der

Wissenschaft bringen, daß Wissenschaft und Kunst allein den Fortschritt der Menschheit schaffen begreifen noch heute achtzig von hundert nicht. So galt es lange nicht für „ehrbar" sich der Schriftstellerei zu widmen. Man glaubt nicht wie naiv dumm noch manche Leute heutzutage darin sind. Sie begehren z. B. zu Hochzeiten oder sonstigen Festen Gedichte, ja ganze Festspiele, wundern sich aber erschrecklich wenn der Dichter dafür bezahlt sein will. Das kostet ihm ja nichts, meinen sie. Das bischen Papier und Dinte ist doch für nichts zu rechnen."

„Sollte es wirklich solche Menschen geben?" fragte Bertha.

„Mehr als Sie denken", erwiederte der Magister. „Doch um wieder auf die Buchhändler zu kommen, so fragten Sie wie es käme daß so viele schlechte oder unbedeutende Bücher gedruckt werden. Nun merken Sie auf. Die Bücher zerfallen in solche, für welche erstens Honorar gezahlt wird, zweitens in solche, für welche keins gezahlt wird, drittens in solche, für die der Verfasser die Druckkosten selbst bezahlt."

„Wie", rief Frau Winter aus, „ist das möglich? Die Verfasser bezahlen selbst die Druckkosten?"

„Warum nicht", sagte Merks. „Unter die menschlichen Leidenschaften gehört auch die Bücher zu schreiben. Ich will nun gar nicht läugnen daß diese Leidenschaft bei vielen aus edlen Beweggründen hervorgeht, daß es viele gibt, die aus echt wissenschaftlichem Triebe wissenschaftliche Forschungen anstellen und dieselben in Abhandlungen oder Büchern niederlegen. Auch mögen viele aus echt künstlerischem Drange dichten. Allein bei vielen beruht die Leidenschaft des Bücher-

schreibens nur in der lieben Eitelkeit. Es ist so angenehm seinen Namen gedruckt zu lesen. Guckt doch jeder Mensch, der in eine fremde Stadt kommt, am andern Tage in das Fremdenverzeichniß, um seinen Namen darin zu finden. Wie viel mehr kitzelt es seinen Namen als Verfasser auf dem Titelblatte eines Buches zu erblicken. Hat also jemand nun ein größeres oder kleineres Buch geschrieben, so will er es gedruckt sehen. Er bietet es einem Buchhändler an. Was soll der arme Schelm machen? Er sucht Gewinn bei seinem Geschäfte und muß ihn suchen. Nun werden ihm so viel Bücher angeboten, daß er sie mit dem besten Willen gar nicht alle drucken könnte."

„Wie", fragte Bertha, „so viele werden ihm angeboten?"

„Ach liebes Fräulein", erwiederte der Magister, „Sie glauben nicht wie viel geschrieben wird. Auf ein Buch, das wirklich gedruckt wird, können Sie zehn rechnen, die ungedruckt im Pult des Verfassers ihr schönes Leben vertrauern. Wir sind eben ein schreibseliges Volk. Wenn Sie sich jemals um Zollgesetzgebung bekümmert haben, so werden Sie finden daß die Ausfuhr von Lumpen streng verboten ist, weil die Weisheit der Regierungen eingesehen hat daß man uns das Papier nicht vertheuern dürfe. Denn wenn dadurch den Leuten das Schreiben erschwert würde, könnten sie anfangen zu handeln, und das wäre unbequem. Auch werden Sie wissen daß schon lange die alten Druckpressen nicht mehr ausreichen und daß das Drucken jetzt mit Dampf betrieben wird. Und nothwendiger noch als die Erfindung von Eisenbahnen und Telegraphen war die des Papiers ohne Ende. Doch kehren wir zu unserm Buch-

händler zurück. Ihm wird ein Manuscript angeboten. Er sieht voraus daß er mit dem Verlage desselben keine Geschäfte machen wird, denn entweder ist der Verfasser ganz unbekannt oder der Gegenstand des Buches hat kein Interesse für das Publicum oder die Behandlung ist wirklich mißlungen. Er weist den Verlag zurück. Der Ruhmescandidat, nehmlich der Verfasser, geht zu mehreren andern Buchhändlern. Sie haben aber alle eine feine Nase, niemand will ihm die Pforten der Unsterblichkeit öffnen. Hier sind nun wieder drei Fälle möglich. Der Verfasser findet entweder doch endlich einen Buchhändler, der sein Buch druckt ohne ihm Honorar zu zahlen. Dann gehört der Verfasser zu den vom Glück Begünstigten. Er sieht sich doch gedruckt und hat einige Jahre lang die Hoffnung eine zweite Auflage zu erleben und seine Stufe auf dem Parnaß angewiesen zu bekommen. Aber meistens ergeht es ihm wie den alten Jungfern, die zwar immer noch auf einen Mann hoffen, selbst über die Möglichkeit hinaus, deren Hoffnung aber endlich doch mehr und mehr abstirbt. Die andern aber, die nicht solche Glückskinder sind, sind entweder arme Teufel und es bleibt ihnen nichts übrig als ihr Manuscript sauber einbinden zu lassen und ihm einen Ruheplatz in ihrem Pulte zu gönnen, oder sie haben Geld und lassen ihr Werk auf eigne Kosten drucken. Manche haben dann wirklich das Glück ein Dutzend Exemplare abzusetzen. Doch sind das schon die Bevorzugten."

„Und sind denn das immer schlechte Bücher", fragte Frau Winter, „können unter diesen nicht auch gute sein?"

„Gewiß", entgegnete Merks, „gewiß sind auch gute darunter. Habent sua fata libelli, sagt schon der alte Horaz,

die Bücher haben ihr Schicksal so gut wie die Menschen. Und es kommt sehr häufig vor daß schlechte Bücher Glück machen, daß dagegen gute ungekauft bleiben. Ich wollte Ihnen nur über das Verhältniß sprechen, in dem der Schriftsteller zum Buchhändler steht."

„Was wird denn aber aus den vielen Büchern, die unverkauft bleiben?" fragte Bertha.

„Ein paar Jahre", entgegnete der Magister, „liegen sie dem Buchhändler im Wege und nehmen ihm den Platz weg, den er besser brauchen könnte. Wenn es gut geht, wird dann der ganze Rummel an einen Antiquar verkauft, der einen Spottpreis dafür zahlt und sie durch lobpreisende Anzeigen von ungemeiner Wohlfeilheit doch noch dem dummen Publicum anschmiert. Geht auch das nicht, so werden sie als Maculatur verkauft."

„Dann bekommt doch der Verfasser etwas vom Papierwerth wieder", bemerkte wehmüthig Frau Winter.

„Das glaube ich kaum", sagte Merks, „der Papierwerth wird wol eben die Lagerspesen decken."

„Es ist also ein schlechtes Geschäft auf eigne Kosten etwas drucken zu lassen" fragte Bertha.

„Allerdings", war des Magisters Antwort, „es ist etwa wie wenn man eine Actie bei einer Bergwerksgesellschaft nimmt, die auf Silber gräbt und keins findet."

„Was Sie uns da sagen kann doch nicht durchgängig der Fall sein", sagte Frau Winter. „Die Buchhändler zahlen doch oft Honorar. Da sind unzählige Zeitschriften, politische und belletristrische. Die politischen haben Feuilletons und bringen Erzählungen. Dafür müssen sie doch Honorar zahlen. Ferner werden viele Bücher, namentlich

belletristische gedruckt und für sie wird Honorar gezahlt, die doch sicher dem Buchhändler keinen Gewinn bringen. Wie verhält sich denn das?"

„Das ist zum Theil die andere, ganz umgekehrte Seite des Bildes", erwiederte Merks. „Auf der einen Seite kann der Buchhandel nicht alles drucken, was geschrieben wird, auf der andern Seite regt er auch wieder viele überflüssige Schreiberei an. Sprechen wir zunächst von den Zeitschriften, so bezahlen die besseren und größeren Honorar für Erzählungen, kritische und andere Aufsätze. Und da die vielen Zeitschriften unserer Zeit Erkleckliches der Art brauchen, so regen sie allerdings wieder die Production an. Sie ist nur meistens auch darnach. Ueberdieß gibt es viele, selbst der besseren Zeitschriften, welche sich mit Uebersetzungen behelfen, die sie ihren Lesern auftischen. Darüber möchte ich lieber schweigen. Für Uebersetzungen dieser Art genügt es eben nothdürftig den Sinn des fremden Originals wieder zu geben. Mehr kann man auch nicht verlangen, denn das Honorar für die Uebersetzungen erreicht kaum den Lohn eines Tagelöhners. Und leider gibt es arme Gelehrte und Halbgelehrte genug, die ohne diese Tagelöhnerarbeit hungern müßten. Doch weiter. Neben den großen und guten Zeitschriften gibt es aber noch eine viel größere Menge kleiner, die meistens Localblätter sind. Diese machen übrigens immer die besten Geschäfte. Jedes Städtchen braucht doch ein Blatt oder Blättchen für die Anzeigen von Verkäufen, Vermiethungen u. dgl. Für diese Anzeigen bekommt der Verleger doppelt bezahlt, denn sowol der Anzeigende als der Leser muß bezahlen. Die politischen Nachrichten und die belletristischen Zugaben drucken diese Blätter ohne Wei-

teres aus größeren ab. Bis zum Begriff eines Honorars haben sie sich noch nicht erhoben. Sie sind in der Beziehung um anderthalb Jahrhunderte zurück."

„Wie", fragte Frau Winter, „diese Blätter bringen nie Originalartikel? Dann leben sie ja nur vom Diebstahl und sind abscheulich."

„Sein Sie nicht so hart", antwortete der Magister, „und verdammen Sie nicht unbedingt diese Blätter. Zwar leben sie nur vom Diebstahl, aber darum sind sie noch nicht abscheulich, im Gegentheile sind sie der Trost und die Zuflucht vieler Schöngeister, indem sie deren poetische Herzensergüsse unentgeldlich abdrucken. Nicht alle Schreibseligen erheben sich gleich zu dem kühnen Gedanken ein Buch zu verfertigen, im Gegentheile viele begnügen sich mit zarten lyrischen Ergüssen, versteigen sich allenfalls zu einer Erzählung. Sollen diese bescheidenen Unsterblichkeitsjünger auch ungedruckt bleiben? Nein, so hart ist die menschliche Gesellschaft nicht. Deßhalb bestehen diese Blätter, daß die jungen Lyriker ihre Seufzer nicht bloß den Bäumen des Waldes vorhauchen müssen, daß sie auch zu den Ohren gleich gestimmter Seelen dringen können. Uebrigens sind diese Stadtpoeten sehr ungefährliche Menschen. Zwar dringt ihr Ruhm nicht über den Schatten hinaus, den der Kirchthurm ihres Städtchens wirft, zwar schütteln ihre ehrsamen Mitbürger über sie etwas den Kopf und lassen sich von der Meinung nicht abbringen daß sie einen Sparren zu viel hätten, dagegen haben sie ein erhebendes Selbstbewußtsein und sind glücklich in dem Gedanken auf der Höhe der Zeit, wenigstens viel höher als die Philister zu stehen, die nun einmal ihre Mitbürger sind."

„Ach wie schwindet doch so manche Illusion“, seufzte Frau Winter, „wenn man die Dinge beim rechten Lichte betrachtet! Wie ist es aber mit den Buchhändlern, die Werke drucken, bei denen sie offenbar Schaden haben?“

„Sie meinen doch diejenigen“, erwiederte Merks, „die sich nicht bloß in ihrer Speculation irren, sondern die von Hause aus einsehen daß ihnen der Druck und Verlag eines Buchs keinen Vortheil bringen kann! Diese haben jedes Mal neben ihrem Verlagsgeschäft noch eine Druckerei. Sie sind deßhalb doppelt, Buchhändler und Buchdrucker. Denken Sie sich z. B.: des Morgens ist der Mann Buchhändler. Da wird ihm ein Buch zum Verlag angeboten, das ihm voraussichtlich keinen Gewinn bringen wird. Als Buchhändler würde er es zurückweisen. Allein er beschließt erst mit dem Buchdrucker Rücksprache zu nehmen. Nachmittags ist er nun Buchdrucker und bedenkt sich über das Werk noch ein Mal. Da stehen ihm einige Pressen leer, einige Setzer sind unbeschäftigt, die er nicht gern entlassen mag. Das alles bringt ihm Schaden. Nun könnte er Setzer und Pressen beschäftigen, wenn er das Buch zu drucken bekäme. Gut, er druckt es. Er als Buchdrucker berechnet sich nun als Buchhändler die Druckkosten genau so wie einem Fremden. Also gewinnt er als Drucker. Ist das Geschäft abgewickelt, so sagt er: hundert Thaler habe ich als Buchhändler verloren, hundert Thaler als Drucker gewonnen, das hebt sich. Ich habe keinen Schaden, aber den Vortheil meine Pressen und Setzer nicht müßig stehen gehabt zu haben.“

„Ist denn aber das Verfahren der Buchhändler gegen das Publicum ganz redlich“, fragte Bertha, „wenn sie

Bücher verlegen, deren geringen Werth sie selbst kennen? Ich habe mir einmal eine schön gebundene mit Goldschnitt versehene Uebersetzung ausländischer Poesien gekauft, weil ich glaubte etwas recht Schönes zu finden. Als ich aber einige Seiten gelesen hatte, sagte ich mir selbst: da bin ich schön angeführt. Ist es denn nicht eben so gut Betrug wenn mir der Buchhändler ein schlechtes oder unbedeutendes Buch verkauft, als wenn mir der Weinhändler gefälschten Wein, der Bäcker hartes Brod u. s. w. anhängt?"

„Betrug", erwiederte Merks, „Betrug! Sie drücken sich sehr stark aus, mein Fräulein!"

„Gewiß nicht", sagte Bertha eifrig, „unter den vielen Büchern, die jährlich gedruckt werden, sind doch eine Menge schlechte?"

„Das muß ich zugeben", erwiederte Merks seufzend.

„Und die Buchhändler", fuhr Bertha eifrig fort, „wissen doch meistens daß diese Bücher keinen Werth haben?"

„Ich kann nicht widersprechen", seufzte der Magister.

„Wenn man etwas Werthloses für etwas Werthvolles verkauft, ist das nicht Betrug," fragte Bertha.

Der Magister blieb stehen und sagte: „wir sind am Ziele, hier trennen sich unsere Wege. Es war mir sehr angenehm einige Stunden in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft zu sein. Ich wünsche Ihnen guten Abend."

Darauf zog der höfliche Mann seinen Hut und bog in die Straße rechts ein.

Siebentes Kapitel.

Wie der Magister sehr unangemessen über Preßfreiheit urtheilt und dabei eine Geschichte vom heiligen Petrus zum Vorschein bringt.

Der Magister Merks ging eines schönen Tages spazieren, als ihm Herr Montag begegnete. Schon von weitem nickte dieser ihm freundlich zu, zog den Hut ab und streckte ihm zum Gruße die Hand entgegen. Merks aber hob die Nase in die Höhe, als wolle er den Lauf der Wolken beobachten, wandte sich dann seitwärts und ging an Herrn Montag vorüber, indem er sich stellte als hätte er ihn gar nicht gesehen. Herr Montag wußte nicht ob er sich über des Magisters Benehmen mehr wundern oder ärgern solle. Er war ein junger Schriftsteller, kannte Merks ziemlich genau und hatte von demselben oft schon guten Rath erbeten und erhalten. Und nun diese geringschätzige Abfertigung! Herr Montag setzte etwas verstimmt seinen Spaziergang fort, ging in den Park und zwar nach dem entlegensten Theile desselben, wo selten jemand hinkam und wo eine schöne Einsamkeit herrschte. Da sah er plötzlich den Magister wieder

auf sich zukommen, der diesen Theil des Parks auch besonders liebte. Herr Montag blieb stehen und überlegte eben ob er nicht lieber umkehren und ein abermaliges Begegnen mit Merks vermeiden sollte, als dieser schon von weitem ihm freundlich zunickte und zurief. Erstaunt ließ Montag ihn heran kommen. Merks reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „ich freue mich Sie zu treffen, lieber junger Freund, der Tag ist schön, gehen wir noch ein Stündchen mit einander, hier unter den stillen Bäumen plaudert es sich ganz gemüthlich.“

Herr Montag konnte seiner Empfindlichkeit nicht gleich Herr werden und erwiederte: „ich hätte mir diese Aufforderung von Ihnen nicht erwartet, denn vor einer halben Stunde begegnete ich Ihnen in der Stadt und Sie stellten sich als sähen Sie mich nicht, Sie vermieden absichtlich mich zu grüßen.“

„Das dürfen Sie mir nicht so übel nehmen“, entgegnete Merks, „dort waren so viele Menschen, und ich mußte vermeiden als Ihr Freund und Bekannter angesehen zu werden, es hätte meinem Rufe schaden können.“

Herr Montag war starr vor Staunen und sagte: „wie, es hätte Ihrem Rufe schaden können, wenn Sie mit mir gesehen wurden? Bin ich denn ein Verbrecher, dessen Umgang man meiden muß?“

„Je nun“ sagte Merks zögernd.

„Bin ich ein Verbrecher“ rief Montag heftig.

„Brausen Sie nicht auf“, erwiederte Merks, „wir wollen uns verständigen. Wen nennt man einen Verbrecher? Doch jemanden, der mit den Gesetzen in Zerwürfniß gekommen ist.“

„Und das hätte ich gethan", rief Herr Montag, „mit welchem Gesetze habe ich mich überworfen?"

„Mit den Preßgesetzen", antwortete der Magister.

Herrn Montags Zorn schwand bei diesen Worten, desto größer aber war sein Staunen und er erwiederte: „mit den Preßgesetzen hätte ich mich überworfen? Mein Gott ich bin seit anderthalb Jahren eifrig mit geschichtlichen Studien beschäftigt und habe in der ganzen Zeit nichts veröffentlicht als eine harmlose Erzählung in der Zeitschrift „die Lilien."

„Harmlos nennen Sie diese Erzählung", rief Merks, „was haben Sie für Begriffe! Den Preßgesetzen gegenüber ist nichts harmlos als allenfalls Visitenkarten, und selbst auf diesen müssen Sie Ihren wahren Namen angeben, wollen Sie nicht wieder den Polizeigesetzen verfallen. Kommen Sie, gehen wir diesen Weg hinunter, ich will Ihnen von dieser Erzählung sprechen, denn diese hat mich eben besorgt um Sie gemacht. Gleich im Anfange Ihrer Erzählung berichten Sie: auf der Eisenbahn von X. nach Y. seien zwei Eisenbahnzüge zusammengestoßen und bei diesem Zusammenstoß lassen Sie die Helden Ihrer Erzählung sich finden."

„Ist denn das nicht so harmlos wie möglich", fragte Montag.

„Harmlos? Den Teufel auch", rief Merks, „das kann Ihnen sechs Monate Gefängniß zuziehen. Wissen Sie nicht daß die Eisenbahn von X. nach Y. königlich ist? Der Zusammenstoß von zwei Zügen kann nur durch Nachlässigkeit der Beamten entstehen. Indem Sie nun einen Zusammenstoß erzählen, beschuldigen Sie die Beamten der Nachlässig-

keit im Dienste und das ist in den Preßgesetzen streng verpönt."

„Aber mein Gott", erwiederte Montag, „daß Eisenbahnzüge zusammenstoßen ist eine häufig vorkommende Thatsache. Warum soll man die nicht benutzen?"

„Wissen Sie auch ob auf der Eisenbahn von X. nach Y. schon einmal Züge zusammen gestoßen sind?"

„„Ich weiß nicht gleich — doch ja, ja, ich besinne mich, vor etwa acht Jahren kam der Fall vor.""

„Aber Ihre Erzählung spielt, wie aus dem Anknüpfen an ganz kurz vergangene Begebenheiten ersichtlich ist, in der neuesten Zeit. In dieser ist aber kein Zusammenstoß vorgekommen, dieser Zusammenstoß ist also eine erdichtete Thatsache; durch diese erdichtete Thatsache haben Sie Beamte im Dienste beleidigt, da haben Sie das Netz von Schlußfolgerungen, in dem Sie gefangen sind und wenn Sie nur sechs Monate zum Nachdenken bekommen, können Sie von Glück sagen. Doch gehen wir weiter. Bei dem Zusammenstoß findet der junge Gustav Fräulein Emma. An ein Weiterreisen ist vor der Hand nicht zu denken. Das arme Mädchen steht ziemlich rathlos da. Gustav findet Wohlgefallen an ihr, eine stille Neigung keimt in seinem Herzen, er hat sich rasch einen Miethwagen verschafft und bietet ihr einen Platz in demselben an. Nach einigem Zögern willigt sie ein und die Fahrt beginnt. Schön beschreiben Sie den schauderhaften Weg, die Stöße, die der Wagen empfängt, wie dann bei diesen Stößen Emma oft an Gustav angeworfen wird. Das haben Sie alles höchst ergötzlich geschildert, allein unglücklicher junger Mann, haben Sie auch bedacht, was Sie damit gethan haben? Sie laufen

ja dem Staatsanwalt förmlich in die Hände. Mit den einfachsten Schlußfolgerungen sind sie verdonnert. Ist es nicht Pflicht der Regierung für gute Wege zu sorgen? Wenn es nun einen so niederträchtigen Weg gibt, wie Sie ihn schildern, so beschuldigen Sie die Regierung ihre Pflicht nicht gethan zu haben, dadurch setzen Sie dieselbe der öffentlichen Verachtung und dem Hasse aus, schnapp zu, Sie sitzen in der Falle."

„Aber mein Gott", sagte Montag, „es gibt doch wirklich schlechte Wege, soll man denn von solchen nicht erzählen?"

„Wissen Sie denn", antwortete Merks, „ob gerade dieser Weg schlecht ist? Sie bezeichnen ihn genau, es ist der Weg von W. nach Z. Wenn nun gerade da eine gute Straße ist, beweist Ihnen das der Staatsanwalt, Sie haben wieder eine Thatsache verfälscht —, nichts kann Sie retten. Im Verlaufe Ihrer Erzählung lassen Sie dann den Rittergutsbesitzer Adolar einen Treiber auf der Jagd mit der Hetzpeitsche prügeln, heißt denn das nicht offenbar zwischen den verschiedenen Ständen des Staates Haß und Mißtrauen aussäen? Sie erzählen ferner von einem Küster, der falsch auf der Orgel gespielt hat, das ist denn doch offenbar ein Angriff auf die Kirche."

„Was lesen Sie auch alles aus meiner Erzählung heraus", rief Montag. „Wie kann es die Kirche berühren, wenn ein Küster schlecht spielt?"

„Denken Sie nur nach mit welchem Humor Sie des Küsters schlechtes Spiel geschildert haben, wie die alten Weiber eben so falsch sangen, als der Küster spielt, wie der Balgentreter einmal ausgeruht hat und plötzlich der Wind

versagt, daß die Orgeltöne im ohnmächtigen Pfeifen verstummen, wie dabei eine Gesellschaft adliger Jäger sich des Lachens nicht erwehren kann — heißt denn das nicht alles den Gottesdienst verspotten, in zweiter Linie die Kirche lächerlich machen, und wird Ihnen nicht jeder Theolog auf den Kopf zusagen daß Sie damit geradezu einen Angriff auf das Christenthum beabsichtigt haben?"

„„Sie übertreiben!""

„Das thue ich nicht, wahrhaftig nicht. Die Preßgesetze sind so dehnbar, daß man das unschuldigste Wort brauchen kann einen Menschen zu verurtheilen. Man hat wol die Literatur mit einem schönen Garten verglichen, in welchem die Schriftsteller und Dichter als Gärtner arbeiten. Der Vergleich paßt ganz gut, aber der Garten ist voll Fuchsfallen und Tellereisen, die die Preßgesetze hinein gelegt haben und ehe sich's ein armer Gärtner versieht, ist er gefangen. Ich habe Sie lieb, junger Mensch, und schätze Ihr Talent, aber nehmen Sie sich vor den Preßgesetzen in Acht. Diese Gesetze stecken voll allgemeiner Begriffe, unter welche sich zuletzt alles bringen läßt. Wenn Sie behaupten daß ein Polizeidiener sich grob benommen habe, so ist dieser Polizeidiener ein Beamter des Staats, greifen Sie ihn an, so greifen Sie den Staat an, denn unter diesen allgemeinen Begriff fällt er auch. Und wenn Sie von einem Pfarrer mit voller Wahrheit erzählen daß er unduldsam ist, so machen die Schwarzröcke alle Chorus und schreien über die Gottlosigkeit, welche Kirche und Religion angreift. Solche allgemeine Begriffe wie Kirche und Staat sind so bequeme Schilder, hinter denen sich jeder einzelne verkriecht. Machen es z. B. die Recensenten anders? Wenn einer ein ganz

individuelles Urtheil ausspricht, so sagt er selbstgefällig: „eine wahrheitsliebende Kritik kann nicht verschweigen u. s. w.“ Der einzelne Lump sucht sich also zu decken indem er sich anmaßt im Namen der Kritik, also eines höchst allgemeinen Begriffs zu sprechen. Doch ich komme von den Preßgesetzen ab. Wissen Sie nicht mehr was Vansen im Egmont sagt? „Wenn man nichts heraus verhören kann, so verhört man hinein.“

„Wenn Sie Recht hätten“, erwiederte Montag, „wie steht es dann mit unserer Preßfreiheit?“

„Unsere Preßfreiheit“, sagte Merks, „ist ungefähr nach dem Vorbilde jenes berühmten Abgeordneten eingerichtet: Preßfreiheit mit dem Galgen gleich daneben. Unsere hohen Herren können sich noch gar nicht an die öffentliche Besprechung gewöhnen. Sie geizen nach dem Beifall der öffentlichen Meinung und geben sich den Anschein sie zu verachten. Das steckt uns allen übrigens noch etwas im Blute. Wird uns in der Presse einmal etwas angehängt, so schreien wir gleich nach der Polizei. Wir reden viel von Preßfreiheit, nur muß sie uns selbst nicht unbequem werden, sonst reichen wir gleich eine Injurienklage ein. Mir ist der Fall erst neulich vorgekommen. Ein junger Literat machte einige schlechte Epigramme auf vier Professoren. Zwar waren sie nicht genannt, man konnte sie aber errathen. Was thun die Herren? Hätten sie geschwiegen, so hätte kein Mensch nach diesen schlechten Witzen gefragt, die in einem Localblatte standen. Aber sie fühlten sich in ihrer Würde verletzt und verklagten den Literaten. Er ward zu fünfundzwanzig Thaler Strafe verurtheilt, kommt auf jede verletzte Würde sechs Thaler sieben und einen halben Silbergroschen.“

„„Aber ich habe doch in anderen Erzählungen und Aufsätzen viel schlimmere Dinge gelesen, als ich geschrieben habe.““

„Das schützt Sie nicht; neunundneunzig Mal geht dergleichen durch, das hundertste Mal wird doch einer gefaßt. Neunundneunzig Staatsanwälte finden nichts in Ihren Schriften, aber der hundertste dreht Ihnen doch einen Strick daraus.“

„„Bedenken Sie aber doch mit welchem Freimuth sprechen sich Lessing, Schiller, selbst Göthe aus. Und ihre Stücke werden auf allen Hoftheatern ohne Anstand gegeben!““

„Glauben Sie denn daß diese Herren heute auf die Bühne gelangten? Glauben Sie daß Faust, Nathan, Tell, Fiesko, Kabale und Liebe, wenn sie heute geschrieben würden, von einem einzigen Hoftheater angenommen werden dürften? Diese Stücke sind jetzt einmal Gemeingut des Volkes geworden, sie lassen sich nicht mehr unterdrücken. Und doch ist Tell in den dreißiger Jahren auf einer unserer ersten Hofbühnen verboten worden.“

„„Aber bedenken Sie doch mit welchem Freimuthe, mit welcher nichts schonenden Polemik Luther und die Reformatoren geschrieben haben! Und diese Männer sind die Gründer unserer Kirche, ihre Schriften werden ungehindert gedruckt.““

„Wenn Luther heute schriebe, würde er wahrscheinlich lebenslänglich eingesteckt.“

„„Sonach wären wir im Puncte der Preßfreiheit schlimmer daran, als in früheren Zeiten? Und doch gab es schon

damals Censur und mißliebige Bücher wurden vom Henker verbrannt.""

„Mein lieber junger Freund, in alten Zeiten hatten die hohen Herren eben solche Lust mißliebige Bücher zu unterdrücken wie heute, nur war ihre Macht nicht so gut organisirt."

„„Sie entwerfen mir ein trauriges Bild. Wenn nun Christus heute — —""

Der Magister fiel Montag in's Wort und sagte:

„Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Kommen Sie, Freundchen, ich habe zu Hause eine kleine Erzählung liegen, die Ihnen anschaulich machen wird wie es mit unserer Preß- und Redefreiheit beschaffen ist." Damit schob Merks seinen Arm in den Montags und ging mit ihm nach der Stadt zurück, ohne sich jetzt um die vielen Menschen zu bekümmern, die sie beide gehen sahen. Dann nahm er ihn mit in seine Wohnung und gab ihm die kleine Erzählung. Dieselbe lautete wie folgt.

Petrus Weltgang.

Also geschah es im Himmel daß man dort bedenklich wurde über den Zustand des Christenthums auf Erden. Denn nicht nur daß es vielerlei Confessionen gibt, die sich schroff von einander scheiden, als da sind Griechen, Katholiken, Reformirte, Lutheraner, Anglikaner, Presbyterianer, Herrnhuter, Quäker, Mormonen u. a. m., so ist auch innerhalb der einzelnen Confessionen kein Friede ersichtlich und

bekämpfen sich Orthodoxe, Pietisten, Rationalisten u. s. w. Und ward im Himmel beschlossen daß eine Botschaft gesandt werden solle auf die Erde, zum Frieden zu mahnen, zur Verträglichkeit und zur Liebe, weil das das oberste Gesetz ist des Herrn Jesu Christi. Der aber die Botschaft übernehmen sollte war der heilige Petrus und machte dieser sich auf und stieg herab auf die Erde.

Da er nun ging durch ein Dorf, sahen ihn die Leute und starrten ihn verwundert an. Hatten sie doch noch niemanden gesehen, der einen schönen vollen Bart trug und ein Gewand wie es die Juden gehabt haben vor 1800 Jahren. Die Kinder fürchteten sich und die älteren Leute steckten die Köpfe zusammen und beriethen sich wer das wol sein möchte und wußten es nicht, bis der gelehrte Schulmeister zu ihnen trat und mit wichtiger Miene sagte: der Fremde könne niemand anders sein als der ewige Jude, denn genau so wie der Fremde ausgesehen würde dieser beschrieben in alten Schriften. Da schlugen die Leute ein Kreuz und sprachen ein Gebet für sich. Petrus aber wandelte weiter und erreichte eine Stadt. Aber auch in dieser fiel er den Leuten auf wegen seiner seltsamen Erscheinung und wurde auch für einen Juden gehalten, aber nicht für den ewigen. Und die Jungen liefen hinter ihm her und riefen Hep Hep und verhöhnten ihn, denn ob man gleich rühmt dieses Jahrhundert sei das der Intelligenz, so herrscht doch noch gar viel Vorurtheil und Dummheit unter den Menschen, und wenn die Confessionen unter sich uneinig sind und jede behauptet die allein richtige Lehre zu haben, so sind sie doch eins darin die Juden zu hassen und zu verachten. Wurde also der Schwarm der Jungen immer

größer, je weiter Petrus in der Stadt fortschritt, blieben die Leute stehen und schlossen sich auch Größere an den Schwarm der Jungen. Ist nun aber gute Polizei in den Städten, die nicht duldet das Zusammenlaufen vieler Menschen, trat also ein Polizeidiener heran, trieb die Leute auseinander und hieß St. Petrus mit ihm gehen auf das Stadthaus. Daselbst führte er ihn zum Polizeimeister und berichtete was vorgefallen. Der Polizeimeister aber war ein guter und lustiger Mann und sagte dem heiligen Petrus: es thue ihm leid daß er Unannehmlichkeiten gehabt, aber es sei doch seine eigne Schuld, da er in so auffallender Kleidung sich gezeigt habe und gab ihm den Rath: er möge sich kleiden wie alle Welt sich trüge. Damit entließ er ihn. St. Petrus aber war doch stutzig geworden. Als er noch auf Erden wandelte war er zu allerlei Völkern gekommen, von denen jedes nach seiner eigenen Sitte sich kleidete, niemals aber war er ob seiner jüdischen Tracht verhöhnt worden. Ist es doch noch heute so im Orient, wo sich in großen Städten viele Leute aus den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Trachten durch einander bewegen und keiner nimmt Anstoß an dem andern. Sollte man fast denken daß die Europäer pöbelhafter seien als die Orientalen. Durfte doch vor zwölf Jahren noch in London niemand einen vollen Bart tragen oder etwa gar eine Mütze, ohne auf der Straße verhöhnt zu werden. St. Petrus aber sah daß er sich in das Unvermeidliche fügen müsse, ging also in ein Wirthshaus, ließ einen Schneider kommen und sich Kleider machen, wie sie in der Stadt gebräuchlich waren.

Am andern Tage gedachte er nun seinen Auftrag zu erfüllen und begab sich auf den Marktplatz. Dort stellte er

sich auf die Stufen des Rathhauses und hub an zu predigen, sprach von der christlichen Liebe und ermahnte die Menschen zur Verträglichkeit. Bald hatte sich ein Haufen von Menschen um ihn gesammelt. Die ihm nahe standen waren sehr erbaut von seinen schönen Lehren, die aber entfernter standen konnten ihn nicht recht verstehen und fragten sich untereinander was er gesagt habe. So entstand erst ein dumpfes Summen, und als immer mehr Leute hinzutraten, die neugierig fragten was da vorgehe, ward der Lärm immer größer. St. Petrus ließ sich darob nicht anfechten und sprach tapfer weiter. So sich aber nun der Haufen der hinzu Drängenden immer vermehrte, wurden nach und nach die Straßen gesperrt, die Wagen konnten nicht mehr fahren und es kam die Polizei, um den freien Verkehr wieder herzustellen und verbot dem heiligen Petrus durch seine Rede einen solchen Auflauf zu veranlassen. Weil aber denen, die seine Worte gehört, gefallen hatte was er gesagt, so riefen sie ihm zu er möge nach dem Schützenplatze ziehen, dort werde kein Verkehr gehemmt und er könne ganz ungestört predigen. St. Petrus war damit einverstanden, die Leute nahmen ihn in die Mitte und zogen mit ihm hinaus zum Schützenplatze und der ganze Haufen Volkes folgte ihm. Als sie aber auf dem Schützenplatze angekommen waren, stieg er auf einen Stein und begann wiederum eindringlich zu reden von Liebe und Frieden unter allem Volke, daß die Männer ergriffen wurden und die Weiber weinten und schluchzten in christlicher Rührung. Während nun der fromme Mann so erbaulich sprach, ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihm, die ihm ein gebieterisches Halt zurief. St. Petrus verstummte und blickte hinter sich, da stand

wiederum ein Polizeidiener und fragte ihn ob er es angezeigt habe daß er eine Volksversammlung halten wolle. Der fromme Mann kannte aber das Gesetz nicht daß eine polizeiliche Genehmigung zu einer Volksversammlung nöthig sei und so mußte er seine Predigt unterbrechen. Ward auch bedeutet daß er in Zukunft besser beobachten möge was das Vereins- und Versammlungsrecht für Vorschriften und Einrichtungen habe. Also ging St. Petrus nach Hause und überlegte wie er es am besten anzufangen habe sich seines himmlischen Auftrags zu entledigen. Und fiel ihm ein daß ja Kirchen genug in der Stadt seien, in denen Gottes Wort verkündigt werde und daß er am passendsten in einer Kirche predigen würde. Fragte er aber der Vorsicht halber seinen Wirth ob er das dürfe ohne gegen die Vorschriften über das Vereins- und Versammlungsrecht anzustoßen. Der Wirth gab ihm den Rath er möge sich an die betreffenden Geistlichen wenden, die ihm die Erlaubniß geben könnten. Ging also St. Peter zuerst zum katholischen Pfarrer und begehrte in seiner Kirche zu predigen. Dieser aber fragte ihn ob er die Weihen auf sein Haupt empfangen habe, und da er das der Wahrheit gemäß verneinen mußte, so wurde ihm erklärt daß er dann auch nicht predigen dürfe. Darauf wandte sich St. Petrus an den protestantischen Pfarrer. Dieser aber fragte ihn ob er ausreichend studirt und sein Examen gemacht habe und ob er ein ehrbarer Candidat der Gottesgelahrtheit sei. St. Petrus aber hatte nicht studirt, er hatte auch kein Examen gemacht und war auch nicht Candidat der Gottesgelahrtheit, was er mit christlicher Demuth offen bekannte. Erklärte ihm darauf der Herr Pfarrer daß er unter diesen

Umständen die Kanzel nicht besteigen dürfe. Der Apostel ließ sich nicht abschrecken und wandte sich an den Rabbiner der jüdischen Gemeinde. Der aber fand es sehr sonderbar daß jemand in einer Synagoge das Christenthum predigen wolle und ließ ihn ebenfalls unverrichteter Sache abziehen.

Mittlerweile aber hatten sowol der katholische, als der lutherische und auch der reformirte Pfarrer vernommen daß Petrus in seinen unterbrochenen Reden von christlicher Duldung gesprochen habe, und war ihnen das ein Greuel, sintemalen jeder glaubte daß nur seine Confession in das Himmelreich führe, und geriethen sie alle in frommen Eifer, da sie meinten nur sie allein hätten das Recht über das Christenthum zu predigen und es sei eine verdammenswerthe Anmaßung wenn auch ein Laie sich unterstehen wolle ihnen in ihre Rechte zu pfuschen, besonders aber christliche Duldung zu empfehlen. Gingen also zur hohen Obrigkeit und gaben St. Petrus an als wolle er ihnen Schaden thun und in ihr Amt eingreifen. Während nun der heilige Mann noch überlegte wie er es anfangen solle das Ohr des Volkes zu gewinnen, erschien abermals ein Polizeidiener und hieß ihn mitgehen und führte ihn zum Polizeimeister. Der aber fragte ihn wer er wäre, woher er komme und was für Geschäfte er habe. Da nun St. Petrus der Wahrheit gemäß versicherte er sei der erste Apostel, schüttelte der Polizeimeister den Kopf und fragte ihn ob er einen Paß habe seine Aussagen zu beweisen. Nun aber hatte St. Petrus keinen Paß. Darüber gerieth der Polizeimeister in gewaltiges Erstaunen und verurtheilte den Himmelsboten wegen Mangels einer

Legitimation zu vierundzwanzig Stunden, wegen Führung aber eines falschen, angemaßten Namens zu sechs Tagen Gefängniß.

Als aber die sieben Tage herum waren, während St. Petrus eingesperrt war, erschien wiederum ein Polizeidiener und brachte ihn auf den Schub über die Grenze.

Achtes Kapitel.

Wie Magister Merks mit seinem närrischen Freunde Fichtelberger zusammentrifft und wie beide allerhand seltsames Zeug schwatzen über die Abstammung der Menschen von den Affen, über die vornehmen Schriftsteller, über die Leiden der deutschen Sprache und dergleichen mehr.

Auf einem seiner gewöhnlichen einsamen Spaziergänge im Parke bemerkte der Magister einen auffallend langen, magern Mann vor sich hergehen, der zuweilen mit dem Stocke in der Luft herum fuhr, zuweilen auch einige brummende Töne von sich gab. Der Mann schien ihm bekannt, er beschleunigte seine Schritte um ihn einzuholen und als er sich ihm mehr und mehr näherte, zweifelte er nicht länger daß seine Vermuthung richtig sei und er rief: „Fichtelberger!“ Auf diesen Ruf blieb der Fremde stehen, drehte sich um, schritt auf den Magister zu, reichte ihm die Hand und sagte herzlich: „Merks, altes Haus, du bist es? Gott sei Dank daß ich einmal ein vernünftiges Gesicht sehe, sie sind so selten in unserer Zeit.“

„Immer noch der alte", erwiederte lachend Merks, „ewig unzufrieden, ewig schmälend auf die Welt und die Menschen."

„Wer sagt dir daß ich unzufrieden bin weil ich schmäle", erwiederte Fichtelberger. „Die Welt ist voller Narren und Dummköpfe und darüber bin ich gar nicht unzufrieden, ergötze mich im Gegentheile höchlichst daran. Wenn ich schmäle, wie du dich auszudrücken beliebst, so sind das nur leise Versuche die Narren zu bekehren, die Dummköpfe klüger zu machen."

„Wenn du die Menschen für Narren erklärst", sagte Merks, „wie werden sie dich dann nennen?"

„Jedenfalls", erwiederte Fichtelberger, „werden sie mich mit demselben Ehrentitel belegen und es ist noch gar nicht ausgemacht wer von uns beiden Recht hat. Sie sind in der überwiegenden Mehrheit, haben also einen großen Vortheil über mich. Dabei habe ich so viel Selbsterkenntniß meine Narrheit einzusehen, was sie nicht thun und am Ende ist das der einzige Unterschied."

„Immer noch der alte närrische Kerl", wiederholte Merks, „noch keine Spur von Besserung."

Fichtelberger nahm den Arm des Magisters in den seinigen und indem sie dann weiter schlenderten sagte er: „Besserung, das ist auch so ein seltsamer Begriff. Wenn wir in die Schule kommen wird uns Tag für Tag vorgepredigt daß wir uns bessern sollen. Wer beim Teufel hat denn den Herren gesagt daß wir schlecht sind? Ein Kind ist nicht schlecht, es macht allenfalls Dummheiten, ist wild und ausgelassen, aber nicht schlecht. Entwickeln sollen wir uns immer mehr und mehr zum sittlichen Begriffe, den das

Kind nicht hat, so wenig wie ihn die Menschheit im Anfange hatte, weil sie ihn in Jahrtausenden erst in der Geselligkeit entwickelte. Das aber kann man nicht bessern nennen. Das Bessern setzt etwas Schlechtes, Verdorbenes voraus. Allein die Menschheit in ihren Uranfängen konnte den Begriff von gut und böse noch gar nicht haben, sie konnte ihn erst entwickeln im Laufe der Geschichte. Just so mit dem Kinde."

„Wo bleibst du dann mit der Erbsünde", fragte Merks.

„Erbsünde, Sünde überhaupt", rief Fichtelberger, „dummes Zeug! Der Begriff der Sünde ist das Fädchen, an dem die Menschheit geleitet wird seit Jahrtausenden. Was ist Sünde? Verbrechen, Vergehen, Uebertretungen geschehen gegen menschliche Gesetze oder gegen die Sitte, Sünde aber ist ein Vergehen gegen Gott! Als wenn wir armen Würmer Gott beleidigen könnten! Es ist verdammt viel Hochmuth in dem Begriffe Sünde! Und nun erst die Erbsünde! Ich möchte immer gelinde fluchen, wenn ich davon höre und doch muß ich anerkennen daß es wenigstens eine Art von Erbsünde gibt."

„Ich wäre neugierig", sagte Merks, „welche du da meinst."

„Der Hochmuth und die Unduldsamkeit der Pfaffen, das Pfaffenthum überhaupt", rief Fichtelberger, „ist die einzige, wirkliche und wahre Erbsünde. Wenn die Menschheit auch seit Jahrhunderten immer fortgeschritten ist, das Pfaffenthum ist nicht anders und besser geworden. Und das wird auch nicht ausgerottet, wenn man noch so viel Reformationen macht, bis eine Kirche gegründet wird, in der es keine Priester gibt."

„Ich kenne deine alte Abneigung in dieser Beziehung", erwiederte Merks lachend, „du lässest lieber die Menschen von den Affen abstammen, wie Darvin lehrt, als daß du die Erbsünde zugibst."

Fichtelberger blieb stehen, faßte den Magister bei beiden Schultern und sagte ernsthaft: „Merks, das ist die beruhigendste Lehre, die ich kenne. Seitdem ich mir die Menschen von den Affen abstammend denke, bin ich über vieles klarer geworden."

„Viel einbilden auf deine Voreltern kannst du dir allerdings nicht", bemerkte der Magister.

„Pah", rief Fichtelberger, „der Mensch soll sich überhaupt nichts einbilden, am wenigsten auf die Verdienste anderer. Daß dich aber die Lehre der Abstammung von den Affen nicht entzückt begreife ich nicht. Zunächst frage ich dich ob du sie widerlegen kannst. Wimmelt denn die ganze Geschichte nicht von Bestialitäten, die beweisen daß der Mensch, wenn er nicht ganz und gar Bestie ist, doch ein tüchtiges Stück Bestie in sich hat? Gibt es nicht jetzt noch genug Völkerschaften, wie die Buschmänner und Neuseeländer, die eben erst eine Stufe über die Affen hinaus sind? Und kommen Bestialitäten nicht noch heute in unsern als human gerühmten Zeiten bei civilisirten Völkern vor? Denke nur an die Greuel des amerikanischen Bürgerkriegs, die Behandlung der Sclaven, der Gefangenen. Darin steckt so viel Bestialität, wie alle reißenden Thiere zusammen nicht aufbringen können. Wenn du nun siehst daß in einzelnen Fällen, bei Aufregung aller bösen Leidenschaften noch so viel Thierisches in den Menschen steckt, ist denn da der Gedanke nicht erhebend daß die Menschheit, von der Thier-

heit abstammend, sich aus eigner Kraft im Laufe von Jahrtausenden zur Menschheit entwickelt hat? Als die Natur die Thierwelt erschuf war ihre Schöpfung vollendet. Aus der Thierwelt ging die Menschheit hervor und setzte die Schöpfung fort. Sie entwickelte nach und nach den sittlichen Begriff, die Begriffe von Schönheit, Wahrheit, Güte. Die Natur kennt diese Begriffe nicht, sie kennt nur den der Nothwendigkeit. So ist die Natur in ihrer wunderbaren Fülle und Herrlichkeit doch nur Materie, zum Geiste entwickelt sie sich erst im Menschen. Ist es denn nicht viel vernünftiger anzunehmen daß die Menschheit in stetem Fortschritt sich von der niedrigsten Stufe an entwickelt hat, als daß sie ursprünglich gut, d. h. mit dem ganzen sittlichen Begriff von gut und böse geschaffen worden und immer schlechter geworden wäre, wie wir glauben sollen? Ist es denn nicht für alle Theile richtiger und erhebender, ist es denn nicht der ganzen Schöpfung in jeder Beziehung angemessener daß die Sittlichkeit, der Begriff der echten Menschlichkeit aus der Menschheit selber sich hervorgebildet und von Geschlecht zu Geschlecht sich veredelt hat, als daß dieser Begriff gleich fertig von außen her offenbart worden ist."

„Wenn du fortfährst so zu schreien", sagte der Magister, „so werden sich bald die einsamen Spaziergänger um uns sammeln und du kannst dann deine Lehren gleich vor einem größeren Publicum vortragen. Du bist immer noch so überschwänglich wie sonst, rennst immer noch über alles Maß und Ziel hinaus."

„Und du bist immer noch der alte Heimtücker", erwiederte Fichtelberger, „aus dem man nie klug wird. Wahr-

scheinlich billigst du meine Ansichten in deinem Innern vollkommen, aber äußerlich schneidest du eine ehrbare Fratze. Hol dich der Teufel!“

„Ich will abwarten“, antwortete Merks lachend, „ob dein frommer Wunsch in Erfüllung geht. Vorher aber könntest du mir mittheilen wie du lebst, woher du kommst, was du treibst. Ich habe dich in zehn Jahren nicht gesehen und nichts von dir gehört in dieser Zeit.“

„Hast aber doch von mir gelesen“, sagte Fichtelberger.

„Gelesen von dir“, fragte Merks, „wo, was?“

„In Zeitschriften, in Flugschriften“, sagte Fichtelberger. „Freilich konntest du nicht wissen daß dieß oder jenes von mir war, ich schreibe immer anonym.“

„Anonym“, fragte der Magister, „und weßhalb das?“

„Pah“, sagte Fichtelberger, „ich besuchte einmal einen Bekannten, einen jungen Menschen, der eben ein Buch herausgegeben hatte. Ein fein gebundenes Exemplar desselben lag aufgeschlagen auf dem Tische und der junge Mensch gab sich während unserer Unterredung alle ersinnliche Mühe meinen Blick auf das Titelblatt zu lenken. Er schob das Buch hin und her, nahm es in die Hand, hielt es mir beinahe vor die Augen, ich that ihm aber den Gefallen nicht seinen Namen auf dem Titelblatte zu bemerken. Mir aber erschien diese Autoreitelkeit als eine so gewaltige Narrheit, daß ich mir zuschwur von derselben mich niemals einfangen zu lassen und nur anonym zu schreiben.“

„Das sieht dir ähnlich“, sagte lachend der Magister, „du bist gern —“

„Ein Narr auf meine eigne Hand“, rief Fichtelberger, „sprich es nur aus. Ich habe dir schon gestanden daß es

eine Narrheit ist anders sein zu wollen, als andere, also laß mir meine Narrheit. Ich wende auch nichts gegen die deinige ein."

„Erlaube", sagte Merks, „ich bin — —"

„Ein weiser Mann", erwiederte Fichtelberger, „ich weiß es. Aber Weisheit ist nur eine andere Form der Narrheit. Doch du willst wissen woher ich komme. Ich bin seit zehn Jahren viel in der Welt herumgerutscht, weil ich an keinem Orte aushalten konnte. Dabei habe ich allerlei gelernt, namentlich was die Charaktere der Menschen betrifft. Wahrscheinlich werde ich noch einige Jahre herumrutschen, ich müßte mich denn entschließen ein Weib zu nehmen und Kinder zu erzeugen. Jetzt bin ich für einige Tage hierher gekommen. Morgen hätte ich dich besucht, zuerst aber muß ich mich in einer mir neuen Stadt immer mit der Umgegend bekannt machen, um die Orte kennen zu lernen, wo man einsam sein kann."

„Warum hast du nicht längst ein Weib genommen", fragte Merks, „wenn du überhaupt daran denkst es zu thun."

„Ich halte es eigentlich für meine Schuldigkeit es zu thun", antwortete Fichtelberger, „denn es ist unmännlich anderen die Sorge für die Fortpflanzung der Menschheit zu überlassen und bei diesem nothwendigen und wichtigen Geschäfte die Hände in den Schooß zu legen, aber ich habe mich gefürchtet."

„„Vor der Frau?""

„Weniger als vor mir selbst. Werde ich einer Frau das sein was sie von mir verlangen kann? Die meisten Männer denken nie darüber nach. Sie heirathen, sie schaffen

ihrer Frau Kinder, Wohnung und Unterhalt und meinen damit alles gethan zu haben, was ihnen obliegt. Daß der Mann der Freund der Frau sein, daß er sie geistig beleben soll begreifen die meisten nicht und überlassen es dem Zufalle wie ein Mädchen als Frau ihren Charakter entwickelt."

„Wenn du eine so bedeutende Meinung von den Pflichten eines Mannes hast", bemerkte der Magister, „begreife ich deine Furcht vor der Ehe nicht."

„Werde ich denn geeignet sein diese Pflichten zu erfüllen", rief Fichtelberger. „Soll ich meine Frau zu meinen Ansichten bekehren und sie erst durch viele Seelenkämpfe führen? Werde ich bei meinem Bedürfniß nach einsamen Stunden meiner Frau die Geselligkeit gewähren, die sie beanspruchen kann? Werde ich bei meiner Ruhelosigkeit — doch genug, genug! Wie steht es mit der Literatur in eurer Stadt?"

Merks sah seinen Freund erstaunt an, der auf ein Mal so plötzlich von dem Gegenstande des Gespräches absprang und sagte dann: „wie meinst du das?"

Fichtelberger erwiederte: „was hier geschrieben und herausgegeben wird weiß ich ungefähr, ich will wissen was die Schriftsteller hier für Kerle sind."

Der Magister schaute verwundert auf und fragte: „was für Kerle?"

„Mensch", rief Fichtelberger, „sei doch nicht so schwerfällig von Begriffen. Was die Leute geschrieben haben weiß ich so ziemlich, ich will wissen was sie als Menschen, als Charaktere sind."

„Wer fragt darnach", sagte Merks, „man muß den

Menschen von dem Dichter scheiden. Dieser kann vortrefflich sein, während jener nichts taugt."

„Falsch, falsch", rief Fichtelberger eifrig, „das ist ein verruchter Grundsatz. Wenn die Natur jemanden künstlerisch begabt hat, so muß er durch die Kunst zugleich ein höherer, besserer Mensch werden, er muß nicht nur als Dichter oder Künstler, er muß auch als Mensch über die Masse hervorragen. Thut er das nicht, so hole ihn der Teufel. Dann ist seine Kunst nicht echt, dann mißbraucht er sein Talent oder gebraucht es falsch. Warum erfreuen wir uns an dem schönen Menschthum unserer großen Dichter und Künstler? Weil wir eben in ihnen auch größere Menschen verehren wollen. Das ist uns Bedürfniß. Mit welcher Liebe blicken wir auf den ungebeugten Charakter unseres Lessing, des großen Freundes der Wahrheit? Weßhalb verehren wir die Liebenswürdigkeit, die Erhabenheit über das Gemeine, die wir an Schiller finden. Weßhalb erfreut uns der echt menschliche Charakter unseres Göthe, der so hoch über der Menge stand und doch so schön wußte Mensch mit Menschen zu sein? Weshalb ehren wir den milden Gellert, den knorrigen Voß, den schwärmerischen Klopstock? Weßhalb lesen wir immer und immer wieder die schönen menschlichen Seiten eines Mozart, Haydn, Händel, Beethoven, Mendelssohn? Die uns durch ihre Kunst entzücken wollen wir auch als Menschen lieben. Das ist uns Bedürfniß. Alle die ich dir nannte sind verschieden, jeder ist anders und doch jeder für sich ein ganzer Kerl. Wen ich als Künstler bewundere will ich als Menschen ehren oder lieben. Kann ich das nicht, so schmerzt mich das und ich muß denken daß sich die Natur geirrt hat und ihr Talent an den Unrechten

vergeben. Also theile mir mit was du weißt. Da wohnt hier Herr Harthuber. Hat manches Gute geleistet. Was ist er als Mensch?"

„Je nun", sagte Merks, „er ist ein bischen hochmüthig."

„Aha", rief Fichtelberger, „ich merke schon, er gehört zu den Vornehmen. Es gibt eine Menge solcher Kerle voll Dünkel. Sie glauben sich berufen die erledigten Stellen von Schiller, Göthe, Lessing in der Gegenwart einzunehmen. Das sind die Vornehmen, die für die „Elite der Gesellschaft" schreiben, für die „literarischen Kreise", für die „ästhetischen Thees" und die „Blaustrümpfe." Dort allein suchen sie ihre Anerkennung, weil sie sie anderwärts nicht finden. Der Dichter soll für das Volk schreiben, d. h. für das ganze Volk, nicht für die „Exclusiven." Das Volk findet sich von den Höchstgestellten bis herab zu den Aermsten, wie sich im Gegentheile der Pöbel vom Landstreicher an durch alle Klassen bis in die höchsten Kreise erstreckt. Schiller schrieb für das Volk, Göthe schrieb für das Volk, Lessig schrieb für das Volk und das verstand sie in allen seinen Kreisen. Aber wir haben jetzt eine literarische Aristokratie, sowol von Dichtern, als von Lesenden. Und in dieser Aristokratie herrscht der heilloseste Dünkel. Sie haben ihre Blätter, die das Volk nie liest und darin loben sie einander und überbieten sich an Hochnäsigkeit. Hol's der Teufel! Ich habe viele solche Kerle kennen gelernt. Da ist der Herr Weichhuber, der Herr Freihuber, der Herr Schwerhuber, der Herr Leichthuber. Und was leisten sie? Entweder sind sie sogenannte geistreiche Kritiker, die dünkelvoll auf jeden herabsehen, der wirklich etwas machen kann, oder sie sind höchstens Novellisten, die den Mangel an dich-

terischer Gestaltungsfähigkeit durch sogenannte geistreiche Dialoge ersetzen. Wie weit dieser Mangel an Gestaltungsfähigkeit geht kannst du in den Novellen und Romanen der Herren Großhuber und Kleinhuber und Stolzhuber u. a. m. auf jeder Seite sehen. Alle ihre Menschen sind geradezu unmöglich. Vorerst soll jede ihrer Figuren interessant sein. Damit sie das sein können, müssen sie neu, müssen anders als andere Menschen sein."

„Noch nicht dagewesen", heißt ihr Stichwort. „Nun sind allerdings die menschlichen Charaktere von der höchsten Mannigfaltigkeit, allein die Grundzüge sind doch immer dieselben. Die Empfindungen und Neigungen der Menschen waren vor Jahrhunderten genau so wie heute, dieselben Leidenschaften bewegten die Griechen und Römer, wie unsere Modernen. Haß, Liebe, Ehrgeiz, Habsucht, Muth, Feigheit, Frömmigkeit, Geiz, Leichtsinn, Schwermuth u. s. w. sind die Eigenschaften, aus denen sich ein Charakter zusammensetzt. Aber immer nur in möglichen Verhältnissen. Ein Leichtsinniger kann nicht zugleich geizig sein, ein Feiger nicht zugleich tollkühn, ein Frommer nicht zugleich gottlos. Unsere Vornehmen aber machen das möglich. Sie mischen die Eigenschaften der Menschen zusammen, wie sie eben nicht zusammen gemischt werden können. Neu ist das allerdings, aber nicht wahr. Ihre Menschen sind eben keine Menschen. Vor allem sollen sie immer b e d e u t e n d sein. Deßhalb empfinden sie immer zarter, tiefer als andere. Deßhalb sprechen sie immer geistreich, d. h. was sie so nennen, denn oft ist es nur der höhere Blödsinn, was sie vorbringen. Es kommt mir vor als wenn man die Farben auf eine Palette alle zusammen mischt, um eine neue Farbe

hervorzubringen. Allein da entsteht nur eine Dreckfarbe. Mit dieser unbestimmten Farbe sind die Charaktere unserer vornehmen Novellisten gemalt. Die Gesichter von Millionen Menschen sind untereinander verschieden, von Millionen sehen sich nicht zwei vollkommen ähnlich. Allein alle haben die Nase in der Länge und den Mund in der Quere. Das gefällt unsern vornehmen Novellisten nicht, sie machen die Nase quer und setzen den Mund in die Länge. O über diese Charakterzeichnungen! Diese Menschen empfinden immer anders, wie andere. So wie Euphrosyne liebt, hat noch niemand geliebt. Die Begeisterung von Eulalien hat noch niemand gehabt. Der Kunstsinn von Hermance ist noch niemals dagewesen. Wenn es kalt ist friert Melusine nicht, und die Empfindungen von Hunger und Durst sind für Athanasien viel zu gemein. Und über diese ätherischen Wesen sind dann die Blaustrümpfe entzückt. Von einer gesunden Wirklichkeit haben diese Leute keinen Begriff. Freilich weigert ihnen die Muse ihre Umarmung und so können sie keine gesunden Kinder zeugen, sie müssen wie Wagner im Faust ihre homunculi im Destillirkolben machen. Siehst du Freund, das sind die Vornehmen in der Literatur, und was sie wirklich nicht leisten können ersetzen sie durch Dünkel und Hochnäsigkeit. Auf uns schauen sie herab wie auf Proletarier."

„Auf uns sagst du", fiel Merks ein, „also hast du auch dich productiv versucht?"

„Pah", rief Fichtelberger, „du bist nicht mein Beichtvater und ich brauche dir meine Sünden nicht zu bekennen."

Der Magister lachte und erwiederte: „Daß du dich in Anonymität oder Pseudonymität hüllst ist aber so gut eine

Narrheit wie das eitle Beäugeln seines eignen Namens auf dem Titelblatte eines Buches, allein du hast das Recht ein Narr zu sein, ich spreche es dir nicht ab. Was du übrigens von unsern vornehmen Schriftstellern sagst ist richtig. Ihre Charaktere streifen sehr an die Carricatur. Besonders ärgere ich mich über die geistreich sein sollenden Gespräche, in denen sie meistens über die Welt und das Leben philosophiren. Da ist die Welt alt, grau und staubig, da hat Gott in dämonischer Stimmung die Erde und das Menschengeschlecht zum Spielball seiner Launen geschaffen, da ist ewiges Unbefriedigtsein, da sind die Helden und zumeist die Heldinnen meistens zu gut für diese Welt, sie wandeln still und unverstanden, sie tragen einsam ihren Schmerz, da vermissen sie ein Herz, das mit ihnen empfindet, da wird ihre Zartheit von der rauhen Wirklichkeit immer unsanft berührt. Man möchte des Teufels werden. Jedes von diesen Scheinwesen will einen Storch für sich gebraten haben, wie das Sprichwort sagt, jedes glaubt die Welt so unvollkommen im Gegensatz zu ihm. Das nennen die Leute Poesie. Die Menschen zeichnen wie sie sind können die Herren nicht, weil sich die Welt nicht richtig in ihnen abspiegelt, darum erfinden sie Wesen, deren Abstammung von den Affen ich dir allerdings zugebe. Wir lachen jetzt über die Schäferpoesie und die Idyllen der Geßnerschen Zeit, weil wir ihre innere Unwahrheit erkennen, aber statt der Schäferwelt haben unsere vornehmen Dichter eine andere erfunden, die Welt der Exclusiven, man könnte vielleicht auch sagen die Welt des Salons. Zum Glück beschränkt sich ihre Anerkennung auch auf den Salon, das Volk verschmäht diese unreife Nahrung. Leider führen diese Herren

das große Wort in den kritischen Blättern und in der neuesten Literaturgeschichte."

„Neueste Literaturgeschichte", rief Fichtelberger, „Unsinn über Unsinn! Wie kann es eine Geschichte geben von dem was noch geschieht. Geschichte heißt ein Bericht über etwas Geschehenes, Vollendetes! Deßhalb kann unsere Literaturgeschichte nur bis zu Schillers Tode oder wenn du willst bis zum Abschluß der romantischen Schule gehen. Da hat sie etwas Fertiges, Vollendetes. Ueber dieses ist ein Urtheil möglich, weil man es übersehen kann, weil eine vollendete Entwicklung vorliegt. Aber die neueren und neuesten Literaturerscheinungen sind noch nicht abgeschlossen. Die Männer, die hier wirken und schaffen, leben noch, wirken und schaffen noch, entwickeln sich noch. Wie kann man von ihrem Wirken als etwas Geschehenem sprechen, da es noch geschieht? Eine neuere Literaturgeschichte ist ein Unsinn, höchstens können Sammler das Material für einen zukünftigen Historiker zusammen tragen. Diese neuen sogenannten Literaturgeschichten sind deshalb auch nichts als zusammen getragene Recensionen, in denen man allenfalls die Strömungen der Zeit, die Cliquen und Coterien erkennen kann, aber Geschichte sind sie nicht."

„Ich glaube daß du gut thust anonym zu bleiben", sagte der Magister, „denn du würdest mit deinen Ansichten alles auf dich hetzen. Fast vermuthe ich daß du aus Klugheit im Verborgenen bleibst. Nimm dich in Acht, lasse die Wort führenden Herren nicht hinter deine Ansichten kommen, sie zerfleischen dich. Viele Hunde sind des Hasen Tod."

„Ich verbitte mir den Vergleich", entgegnete Fichtel-

berger, „wenigstens so weit er mich betrifft. Ich bin kein Hase. Mit allen den Herren anzubinden hätte ich wol den Muth, wenn mich nicht ein gewisses Schamgefühl abhielte. Bei allen solchen Streitigkeiten kommt nichts heraus, als daß das Publicum sich über die Streitenden ergötzt, gerade wie es lachend zusieht, wenn sich ein paar Köter beißen. Diese vornehmen Herren führen das Wort meistens in Zeitschriften und diese dienen schon kurz nach ihrem Erscheinen zu beliebigem Gebrauche. Ich mag ihnen ihr kurzes Leben und Blühen schon gönnen. Das kleinste, unscheinbarste Buch hat mehr Aussicht auf eine längere Dauer, als diese Zeitschriften."

Während dieses Gesprächs waren Merks und Fichtelberger an einen Kaffeegarten im Park gekommen, und da es heiß und sie müde vom Gehen waren, beschlossen sie sich etwas zu erfrischen. Sie nahmen Platz in einem entlegenen Winkel, wo sie ungestört waren und der Magister sagte:

„Da du nun geständig bist Schriftsteller zu sein, so möchte ich doch wissen was du schreibst. Deinen Reden nach halte ich dich für einen Satiriker."

„Das bin ich auch zuweilen", erwiederte Fichtelberger, „vor dir will ich mich nicht verkriechen und wenn du willst, lese ich dir etwas vor, was ich eben bei mir habe."

Der Magister stimmte zu und Fichtelberger las Folgendes:

Die Leiden der deutschen Sprache.

Von ihr selbst beschrieben.

Gerädert, gespießt, gefoltert, geköpft, gehängt, ersäuft oder sonst todtgeschlagen zu werden — das rechnet ihr für ein Unglück! Ach der grausamste Tod dauert doch nur

kurze Zeit, und wenn ihr es überstanden habt, so kommt ihr in Abrahams Schoß oder ins Paradies, oder in das Fegefeuer, je nachdem eure Confession ist. Aber bei allen den Leiden, die ich erdulden mußte, bin ich noch gewachsen und größer geworden und bis zur nächsten Sündfluth habe ich keine Hoffnung auf einen süßen Tod. Weniger als eine Sündfluth thut es aber nicht, denn Erdbeben, Zerstören, Verbrennen hilft zu gar nichts. Ich habe ja das lebendige Beispiel an meiner lateinischen Schwester gesehen. Sie hoffte, als die Gothen und andere Barbaren nach Rom kamen und die Römer todtschlugen, zur Ruhe gehen zu können, war es ihr doch lange kein Vergnügen mehr, zu leben, seitdem Cicero und Horaz todt waren. Es ließ sich auch alles gut für sie an. Die Büchersammlungen wurden verbrannt und zerstört, die Inschriften selbst auf den Denkmälern kamen unter Schutt, bald wurde nirgends mehr lateinisch gesprochen (das Latein der Mönche und Juristen war nicht die Mutter, wie diese wol glaubten, es war eine uneheliche Tochter, über welche die Mutter erröthete, so oft sie von ihr hörte) und ganz leise schlich sich die Listige in den Orcus, hoffend im Elysium von ihrer Weltherrschaft ausruhen zu können. Hatte sie doch für die Ewigkeit genug an großen Erinnerungen. Allein noch ehe sie über den Styx gelangte zum Nimmerwiederkehren, wurde sie vermißt. Alsbald geschah gewaltige Nachfrage nach der Flüchtigen, überall wurde Lärm geschlagen, alle Winkel wurden durchstöbert, alle Schutthaufen nach Steinen und Denkmälern durchsucht, von alten Pergamenten ward die obere Schrift abgekratzt — und da wurde sie erwischt. Ueberall fand man ein Stück von ihr und bald war sie

wieder ganz zusammengesetzt. Nun hofft sie seufzend mit mir auf eine neue Sündfluth, denn es geht ihr noch schlechter, als mir. Sie ist ganz in die Klauen der Gelehrten gerathen und wird zuweilen barbarisch gemißhandelt. Ihre einzige Rache übt sie an den Schulbuben aus. Sie stellt sich erschrecklich schwer an, schlüpft ihnen immer wieder aus den Köpfen und freut sich innerlich, wenn man versucht sie den armen Schelmen von der Gegenseite des Kopfes an einzutrichtern. — Doch ich wollte ja von mir sprechen und nicht von andern. Darum müßte ich meine Lebensgeschichte erzählen. Von meiner Jugend kann ich mich nur noch wenig entsinnen. Ich weiß nur daß ich in Wäldern groß geworden bin, immer umher schweifte und meine Einbildungskraft sich allerlei Gestalten, Riesen und Zwerge, Drachen und Schlangen u. dgl. erschuf. Als ich heranwuchs wurde ich ein tüchtiges, stämmiges, etwas grobes Frauenzimmer, und die Zeit meiner Bengeljahre hat ziemlich lange gedauert. Aber es war eine schöne Zeit und ich war damals glücklich. Denn war ich auch grob und derb, so konnte ich doch auch zart sein — wenn ich verliebt war. Es muß mir zuweilen närrisch angestanden haben, aber die Mädchen hörten es doch gern. Ueberdem hatte ich natürliche Anlage zum Singen und sang manches schöne Lied von Tapferkeit und Treue, von Minne, von blauen Augen und goldnen Haaren. Bis dahin war ich frei umhergelaufen, als aber die Leute merkten ich würde zu groß dazu, mußte ich in die Schule gehen und sollte nach Noten singen lernen. Von da her schreibt sich meine Leidenszeit, denn ich befand mich nicht sonderlich wohl in dieser Schule, es waren gar zu viele Lehrer. Hatten die Lehrjungen und die Gesellen an

mir gearbeitet und mich zu leidlichem Anstande mit vieler Mühe gebracht, daß ich fein sittsam daherschritt und beim Singen nicht aus dem Takte kam, so trat zuletzt noch der Meistersänger auf und zupfte an mir zurecht, tadelte, bog mir die Schultern zusammen, bis ich blitzsauber ausschaute. Doch war die damalige Zeit noch so gar übel nicht, denn außer meiner dichterischen Schwitzstunde konnte ich laufen wie und wohin ich wollte, und es machte mir Spaß bald in steifem Gewande gekleidet einher zu stolziren, oder im Hemde und barfuß umher zu laufen, zuweilen auch pudelnackt mich zu zeigen und die sittsamen Leute zu ärgern, daß sie sagten: pfui! Das sind so alte Mucken, die mir noch jetzt ankleben. Dabei bedauere ich immer meine arme Schwester in Frankreich. Die hat ein für alle Mal ihr bestimmtes „Costüm.“ Wohlgepudert und frisirt, immer im Reifrock geht sie einher und außer diesem aufgebauschten windigen Reifrock hat sie kein anderes Gewand. Da bin ich besser daran. Wenn es mir zu warm wird, mache ich es mir leicht und ist es kalt, nehme ich einen dicken Winterpelz um. Doch weiter in meiner Geschichte. Nach jener Zeit begannen für mich die trübseligsten Leiden. Es begab sich nehmlich daß der Teufel auf die Erde kam und dem Faust eine neue Kunst mittheilte. Von dieser Kunst an ging es mir herzlich schlecht. War ich früher frei herumgezogen und nur zuweilen einmal eingefangen worden in ein feines Briefchen, so wurde ich jetzt eingesperrt in dicke Bücher und der Staub lag fingerhoch auf ihnen. Der Doctor Luther war eigentlich mein Freund und liebte ebenfalls den Teufel nicht, aber er benutzte mich wie der Affe die Katze zu den Kastanien, und

legte mir die ersten Fesseln an, mich als Hausmagd zu brauchen. Ich wurde förmlich geschult und durfte nicht mehr reden und singen wie ich wollte. Hatte ich sonst hier gesagt ein Madel und dort ein Mägdlein, da eine Maid, je nachdem sie mir gefielen, so sollte ich mir das alles abgewöhnen und es sollte immer heißen: ein Mädchen. Nun frage ich jeden Unparteiischen: ist das recht? Wenn einer eine runde, braune, dralle, flinke Dirne sieht, ist denn das ein Mädchen? Das ist doch gewiß ein Madel. Oder wenn ich eine hübsche, zarte, schlanke Gärtnerin im Mondschein am Brunnen finde, soll es da nicht heißen: süße Maid? Doch ich wollte noch nichts darüber sagen. Der Doctor Luther war ein Ehrenmann und wollte mich ein wenig ziehen und gesitteter machen, und das war gut, denn ich war ja zuweilen etwas ungehobelt und mußte mich vor meinen zierlichen Schwestern in Frankreich und Welschland schämen. Darum Ehre dem alten Luther! Ist er auch Schuld daß ich durch ganz Deutschland in guter Gesellschaft nach ein und derselben Regel mich benehmen muß, so thue ich mir doch keinen Zwang an, wenn ich unter meinem lieben Volke bin, und trage Holzpantoffeln in Westphalen und blaue Strümpfe in Schwaben. Ich half ihm auch gegen unsern gemeinschaftlichen Feind, den Teufel, und wir beide haben ihn doch glücklich zu seiner Großmutter gejagt, was alle meine zierlichen Nachbarinnen nicht vermocht haben. Darum Friede seiner Asche. Aber seine Nachfolger, — die nächste Zeit — nun ich habe sie überstanden, ich athme jetzt etwas freier — aber gelitten habe ich und meine blutigen Thränen geweint. Die Herren magistri und doctores empfingen mich aus Luthers Hand als ein

ziemlich wohlgezogenes Mägdlein. Allein sie waren nicht mit mir zufrieden. Damals war meine unglückliche Schwester aus Latium in ihren Händen und wurde von ihnen wie eine Puppe geliebt, behandelt, verhätschelt. Und sie meinten: ich solle auch so gebildet werden wie diese. Allein sie wollten nicht warten bis ich aus mir selbst und durch mich selbst gut gezogen wäre, sondern sie wollten mich nach ihrer Göttin bilden. Da wurden mir denn neue Wörter „einregistriret“, ich wurde mit zierlichen Redensarten „verclausuliret“, und als sie mich hinüber und herüber „vertiret“, mich genugsam „torquiret“, mir mein innerstes Mark „lädiret“, — da sah ich aus, als könnte ich das Mausen nicht lassen und hatte doch vorher ein so ehrliches Gesicht. Die eigentlichen Verderber waren die Juristen, die aus mir ein wahres Ungeheuer gemacht hatten, mit einem fürchterlich breiten Maule, wo nur wenig Zähne noch vorgucken, so daß die Leute, wenn sie mich ansahen immer ein Kreuz schlugen, und riefen: „Gott sei uns gnädig.“ Auch die übrigen „Facultäten“ versäumten nicht mich mit allerlei Schönpflästerchen zu verkleben, und wenn vernünftige Leute mich nicht wieder erkannten, so freuten sie sich und hielten sich für sehr gelehrt. Eben so schlimm trieben es mit mir die Stadträthe. Die hörten damals viel von dem Stadtrath zu Rom erzählen und weil sich jeder Viertelsmeister einem Senator und jeder Bürgermeister einem Consul gleichschätzte, so strebten sie diesen in allen Dingen ähnlich zu sehen und putzten mich mit allerlei Lappen an, damit ich meiner Schwester aus Latium gleich wäre. Ich hätte können eifersüchtig auf diese sein, wenn mich die Aermste nicht gedauert hätte. Ihr wurde ebenso übel mitgespielt. Täg-

lich mußte sie vor den Schulbuben sich enthüllen lassen, täglich wurden ihr die geheimsten Stellen ihres Körpers betastet, untersucht, beurtheilt, selbst ihre Eingeweide ließ man nicht in Ruhe — sie mußte alles zeigen, ohne daß die alten Perrücken auf ihre Schamröthe Rücksicht nahmen, und doch konnten sie, eben dieser Schamröthe wegen, ihre rechte Farbe nicht erkennen. Ueber einige dunkle Stellen an ihrer Haut waren die Herren ganz zerfallen; der eine hielt sie für Leberflecken, der andere für Wundmaale. Nun wurde das arme Thier „sondirt, secirt, trepanirt —" bis sie todt war. Sie kam zwar wieder zum Leben; aber mühsam zusammengeflickt schleppte sie ein elendes, sieches Dasein dahin. Früher hatte sie sich einmal zum Christenthum bekehren wollen, um wenigstens nach der gehofften Sündfluth selig zu werden. Aber wie es ihr bei den Mönchen erging, das hat sie mir nie vertraut, sie schwieg voll Scham und Entrüstung, doch hat ein gewisser Ulrich von Hutten durch die epistolas obscurorum virorum einen Theil ihrer Leiden bekannt gemacht. — In neuerer Zeit ist sie etwas gesünder geworden. Einige gute Wundärzte verbanden ihre Wunden und suchten sie zu heilen, so daß sie wieder etwas Farbe bekommen hat. Da ich einmal von meiner Schwester aus Latium gesprochen habe, will ich auch meiner griechischen Erwähnung thun. Dieser reinen Schönheit erging es eben so schlimm; sie sah sich immer erstaunt und entrüstet im Lande der *βαρβαρων* um und hüllte sich fest in ihren Schleier. Aber stückweise haben sie ihn ihr abgerissen und sie mußte auch an das Messer. Ihr begegnete das Unglück daß die gelehrten Herren nicht über ihren Namen einig werden konnten. Die einen nannten sie, wie Schafe

schreiend: Bäbä, die andern riefen, wie die Kinder, wenn sie — wollen: Bibi! Zuletzt hat sie selbst nicht mehr gewußt wie sie heißt. Doch jetzt weiter von mir. Nicht genug, daß sie mich armes Mädchen zu einer Römerin erzogen oder zu erziehen strebten, sie wollten mir auch alles das Männliche austreiben, was in meiner Natur steckte. Denn bin ich eigentlich von Geschlecht ein Weib, so bin ich doch ein männliches Weib und habe fast immer Hosen getragen. Aber die damaligen Herren wollten aus mir ein altes Weib machen und wer etwaige Reichskammerberichte oder Schöppenstuhlsgutachten liest, sollte wahrhaftig meinen: ich sei schon ein altes Weib gewesen, so geschwätzig und breit sind die „Repliken, Dupliken, Tripliken“ und alle der Plunder. Nach dieser Zeit kam eine andere, ob aber eine bessere? Es hatte nehmlich in Frankreich ein König gelebt, der hatte den Franzosen fünfzig Jahre vorgelogen, er wäre ein großer Mann und sie eine große Nation, so daß er es am Ende selbst glaubte und aus Dankbarkeit gegen den Himmel fromm wurde. Die guten Franzosen mußten ungeheuer bezahlen, wenn sie es nicht glauben wollten, und als sie nichts mehr zu bezahlen hatten, mußten sie es wol glauben.*) Die guten Deutschen glaubten das aus

---

*) Dieser Glaube ist später Nationalgut geworden; es war aber auch alles, was sie für viele Millionen Schulden gekauft hatten. So lange es ging, zehrten sie von diesem Glauben, denn sonst hatten sie nichts zu essen und als es nicht mehr ging, wurde das ganze Volk zum Dichter und machte aus seiner fixen Idee ein Trauerspiel. In der Bibliothek der Völkergeschichte ist es zu finden. Es spielt von 1789—1815 und führt den Titel: Die große Nation.

nachbarlicher Höflichkeit auch und da sie auch eine große Nation sein, aber lieber nachahmen, als aus sich selbst etwas werden wollten, so mußte bald in Deutschland alles französisch sein. Ich wurde von Hofe verbannt und war bald nicht mehr „courfähig“, und selbst in den Mittelständen sah man mich über die Achsel an. Wer mich nicht ganz zum Hause hinauswerfen konnte, ließ mir eine französische Gouvernante kommen und nun sollte ich großes Mädchen französisch lernen. Ja der Unsinn ging so weit, daß ich, die wahrhafte deutsche Sprache, selbst französisch reden sollte. Edle Frau, Jungfrau durfte ich nicht mehr sagen, madame, mademoiselle hieß es jetzt. Die Leute waren erschrecklich in embarras, wie sie mit gehöriger accuratesse und delicatesse sich exprimiren sollten und hatte ein Kind die hardiesse seinem Vater mit zu vieler tendresse zu nahe zu kommen, so wurde ihm mit der größten finesse gesagt: fi donc, mon enfant!

Meine Vormünder meinten es aber doch gut mit der armen Waise, die ihr Vater, das deutsche Volk, verstoßen hatte. Sie konnten mein Elend nicht so ruhig mit ansehen und um mir wieder zu Ehren zu verhelfen, sollte ich einen französischen Marquis heirathen, den Herrn von poësie auf tragédie, epopée u. s. w. O der unauslöschlichen Schande, mir, der freigegebenen Tochter des Waldes wurde mit Gewalt das Gelübde der Jungfräulichkeit gebrochen, und ich mußte die gehorsame Hausfrau eines Fremden werden. Ich bekam ungeheure, steife Reifröcke, Alexandriner genannt, und es war ein Jammer, mit anzusehen wie ich mit meinem Manne, dem französischen Friseur, Marquis wollte ich sagen, Schritt für Schritt spazieren

ging, er im Galarock, ich en grande parure, beide frisirt und gepudert. Wir gingen im zierlichen pas de menuet, einen Schritt wie den andern, es war zum Teufelholen vor Langerweile, aber die Leute sahen uns nach, freuten sich meiner Wohlgezogenheit und Pastor Gottsched, der uns getraut hatte, rieb sich fröhlich die Hände. Aus unserer Ehe entsprossen auch einige Kinder, aber sie sind alle frühzeitig verstorben. Mein Mann war ein anmaßender Franzose, ich führte eine betrübte Ehe und welkte sichtbar dem Grabe zu, es war nicht länger mit anzusehen. Da trat der edle Lessing auf und sagte: unsere Ehe sei eine Mißheirath und dürfe nicht geduldet werden und andere stimmten mit ein, setzten meine Scheidung durch und jagten den Franzosen zum Teufel. Ich athmete wieder frei auf und erlöst von den Facultäten, von der Gouvernante und dem verfluchten Marquis bekam ich meine Kräfte wieder und blühte herrlich auf. Es war eine schöne Zeit und ich wurde eine freie Königin. Was haben sie mich gepflegt und geschmückt, gebildet und bereichert, die edlen Mäuner. O heiliger Lessing und Schiller und Göthe, warum seid ihr schon heilig und nicht unsterblich und warum habe ich euch verlieren müssen! — Nur zu sehr habe ich euern Verlust zu beklagen. Denn nach euch kam die neue Schule, die die Dichtung aller Völker auf deutschen Boden verpflanzen wollten und allen sollte ich meine Gewänder und meinen Schmuck leihen. Was ist mir da zerrissen und verdorben worden. Bald waren meine Kleider zu weit bald zu eng, da wurde denn weggeschnitten oder angeflickt. Fast wie der böse Prokrustes die Wanderer in sein eisernes Bette zwang und waren sie zu lang, von ihnen abschnitt, waren sie zu kurz, sie

so lange dehnte, bis sie hinein paßten, erging es mir mit meinen Gewändern. Bald sollten sie eng sein nach lakonischer Kürze, bald weit nach der Mode der Reifröcke. Wie ich in diesen Kleidern ausgesehen habe weiß ich nicht, ich fühlte daß ich schlecht aussehen mußte und wagte nie in den Spiegel zu sehen. Und bis auf diesen Tag geht es mir so. Wenn ich auch zuweilen von den Uebersetzern im eigenen Gewande gelassen werde, hängen sie mir doch hie und da eine italienische Schürze, eine französische Schleife oder einen englischen Gummischuh an. Noch schlimmer erging es mir in dieser Zeit und auch vorher schon, als ich den Tanz und Gesang der Griechen und Römer lernen sollte, nach den Gesetzen der griechischen Metrik und Prosodie. Wenn ich früher dichterisch gestimmt war, so dachte ich mich in deutschen Walzerschritt und dergleichen, jetzt aber sollte ich mich in griechischem Rhythmus bewegen. Da waren allerhand Tänze, wie Oden, Hexameter, Pentameter und dergleichen, die ich lernen sollte. Ich war sehr willig, aber es ging einmal nicht. Was bin ich da geplagt worden, was haben sie mich gewaltsam einzupressen gesucht in den griechischen Tanzschritt, was haben sie mir die Füße dabei verrenkt! Doch ich habe genug erzählt von meinen Leiden, von dem was ich in neuer Zeit ausstehen muß mag ich gar nicht sprechen. Hatten mich meine großen Dichter gereinigt von fremdem Anhängsel, so fängt die neue Zeit wieder an mich mit allerhand ausländischem Flitterwerk zu behängen, daß ich bald meinen eigenen Namen nicht mehr kennen werde und so ein buntfarbiges, zusammengeflicktes Kleid wie meine englische Schwester tragen muß.“

Fichtelberger schloß hier seine Vorlesung und sagte:

„nun, Magister, lege dir keinen Zwang an, und ergieße die Schleußen deines kritischen Zornes über mein sündiges Haupt, denn etwas mußt du doch von dem Dinge sagen.“

Der Magister erwiederte: „du hast die deutsche Sprache personificirt und kommst nun in dem ganzen Aufsatz nicht aus der Allegorie und dem Symbolischen heraus. Es ist schwer das durch einen so langen Aufsatz hindurch zu thun, und ich mag mich nicht gleich entscheiden ob es dir gelungen ist. Jedenfalls ist der Aufsatz nicht allgemein verständlich und gehören mannigfache Kenntnisse der Sprache und Literatur dazu um ihn zu fassen. Aber du sagst viel Richtiges, namentlich am Schlusse.“

Fichtelberger lachte und erwiederte: „da bin ich noch ziemlich gnädig weggekommen. Aber was ich gesagt habe ist alles richtig. Am Schlusse ist zunächst von den Uebersetzungen die Rede. Was ist die deutsche Sprache gepriesen worden daß sie so übersetzungsfähig sei, daß sie im Stande sei alle fremden Dichtungen fast wörtlich wiederzugeben. Aber die Uebersetzungsfähigkeit einer Sprache kann doch nur bedingt als ein Vorzug anerkannt werden. Hat eine Sprache zu wenig davon, so ist sie steif und ungelenk, und das ist ein Tadel. Hat sie aber zu viel davon, so daß sie sich unbedingt einem fremden Originale anschmiegt, so kann sie wenig Eigenthümlichkeit, wenig Charakter haben und das ist wiederum ein Mangel. Demnach dürfte eine Sprache, deren Uebersetzungsfähigkeit die Mitte hält zwischen zu viel und zu wenig wol die beste sein. Leider ist das nicht genug erkannt worden, man hat die größtmöglichste Uebersetzungsfähigkeit für einen unbedingten Vorzug gehalten und nach diesem Grundsatze verfahren. Dabei ist die Sprache denn

oft entsetzlich gemißhandelt worden, und selbst berühmte Uebersetzer, wie Voß und Schlegel, Donner u. a. m. haben Uebersetzungen geliefert, die dem Geiste der Sprache, ja sogar dem Körper derselben, der Syntax schnurstracks zuwider sind. Ebenso sind durch die Uebersetzungsfertigkeit unserer Schriftsteller viele namentlich französische Wendungen in die Sprache gekommen, die wir kaum noch bemerken. Ich muß dir gestehen daß ich keinen unbedingten Vorzug einer Uebersetzung darin finden kann daß sie wortgetreu ist. Es kommt ja gar nicht darauf an die Worte, sondern den Geist einer fremden Dichtung zu übersetzen. Bei der Unmasse von sprichwörtlichen Redensarten zum Beispiel, die sich in allen Sprachen finden, ohne daß wir uns immer ihrer sprichwörtlichen Eigenschaft bewußt sind, übersetzt man oft unwörtlich viel besser, als wörtlich. Schlegel übersetzt in Romeo und Julie: „warum bohrst du mir einen Esel." Was heißt das? Jedenfalls ist damit eine verhöhnende Gebehrde gemeint, die man im Englischen sprichwörtlich so nennt. Im Deutschen aber ist dieser Ausdruck unverständlich und müßte durch andere Worte ersetzt werden, die eine verhöhnende Gebehrde bedeuten, wie Zunge herausstrecken, Fratze ziehen oder ähnliche. Das ist eben nur ein Beispiel, welches zeigt daß die nicht wörtliche Uebersetzung die richtigere ist. So lieben es die Franzosen mit qu'est ce que zu fragen. Diese Frageform ist ein Gallicismus. Wenn nun im Französischen gesagt ist: „qu'est ce que vous demandez", so heißt das im Deutschen einfach: „was verlangt ihr", unsere Uebersetzer schreiben aber immer „was ist's, das ihr verlangt." Sie tragen demnach einen Gallicismus in das Deutsche über, und thun der Sprache Gewalt

an. Man sollte daher die Forderung der Wörtlichkeit nicht weiter treiben, als die Eigenart, das Wesen der Sprache sie zuläßt. Ueberhaupt muß man weniger übersetzen, als nachdichten."

Der Magister erwiederte: „ich bin darin vollkommen mit dir einverstanden, und mir sind die Nachdichtungen Schillers, Aenëide, u. s. w. lieber als die treuen Uebersetzungen. Bis zur förmlichen Verkehrtheit ist die Sucht wörtlich treu zu übersetzen bei denen gegangen, die nicht nur die Worte eines fremden Gedichtes, sondern auch das Versmaß mit wiedergeben wollten. Die antiken Versmaße fast alle, namentlich die der Oden und das elegische widerstreben durchaus dem Wesen des deutschen Rhythmus. Und doch hat man dem deutschen Rhythmus den griechischen aufzwingen wollen, wie du in deinem Aufsatze ganz richtig andeutest. Man hat sich die Ohren durch Vorurtheil absichtlich verstopft und thatsächlich nicht hören wollen. In diesen Uebersetzungen ist die Sprache auf vielfache Weise gemißhandelt worden. Man hat Wortbildungen durch Zusammensetzungen gemacht, die wahrhaft ungeheuerlich sind, man hat die natürliche Wortfolge auf die entsetzlichste Weise verdreht und man hat Verse hervorgebracht, die weder deutschen noch griechischen Rhythmus haben. Und nicht bloß in Uebersetzungen ist das geschehen, auch in Nachbildungen antiker Versmaße."

„Ja es ist zum Teufelholen", rief Fichtelberger, „kein Volk der Welt hat seine Sprache so gemißhandelt wie die Deutschen. Hat denn unsere herrliche Sprache nicht das Recht ihr eigenes Gewand zu tragen, ihren eigenen Rhythmus, überhaupt ihren eigenen Charakter zu haben? Muß

ihr denn alles Fremde aufgezwängt werden? Man könnte etwas gelind zu fluchen anfangen. Es gibt große Philologen, die sich durch klassische Latinität ausgezeichnet haben und nach dieser wird in hunderten von Gymnasien gestrebt, wo aber ist eine Schule, welche den Geist der deutschen Sprache lehrt, wo ist nur ein Versuch dazu diesen Geist zu erfassen, ihn im Volke zum Bewußtsein zu bringen? Wir haben Philologen in alten und neuen Sprachen, die Treffliches geleistet haben und noch leisten, da werden die fremden Sprachen mit einer Liebe und Zartheit behandelt, wie man sie einer Geliebten gegenüber übt, die Muttersprache aber wird wie die Hausmagd angesehen, die eben nur zum Dienste da ist!"

„Ereifere dich nicht", sagte lachend Merks, „bei manchen Leuten geht diese Vorliebe für die fremden Sprachen schon bis zur Verrücktheit, und gegen diese muß man nachsichtig sein, denn sie sind unzurechnungsfähig. Habe ich doch irgendwo gelesen daß ein Philolog das Wort Hundsfott von hunnus fuit abzuleiten suchte. Die Erklärung war in ihrer Dummheit beinahe ergötzlich. „Die Hunnen hätten sich etwas schlecht in der Geschichte aufgeführt, das Wort hunnus wäre dadurch zur Bezeichnung eines schlechten Menschen geworden und wenn man jemanden hätte schimpfen wollen, hätte man gesagt: „hunnus fuit". Wie man jemanden in der dritten Person des Perfectums schimpft hat der gelehrte Thebaner so wenig erklärt, als er gewußt hat daß Hundsfott gut deutsch ist. Fott heißt derjenige Theil des Körpers, der sich unterhalb an den Rücken anschließt, und Hundsfott ist analog den Schimpfwörtern Schafskopf, Eselshirn, Sauschwanz u. dgl. m. gebildet. Ein anderer

Gelehrter suchte einmal nachzuweisen daß der Name Neumarkt in einer rheinischen Stadt von Naumachia herkäme, weil wahrscheinlich die Römer an der Stelle des heutigen Neumarkts eine Naumachia gehabt hätten."

„Und bei solchen Dummheiten soll man sich nicht ereifern", rief Fichtelberger. „Ich ereifere mich und werde blitztoll wenn ich die Mißhandlungen unserer herrlichen Sprache mit ansehen muß. Und erfährt sie nicht täglich solche Mißhandlungen? Ist die Sprachmengerei nicht in neuester Zeit toller, als sie je zuvor gewesen ist? Sage selbst, Magister, welches andere Volk hat die Schmach auf sich geladen daß es Fremdwörterbücher braucht, um seine eigne Sprache zu verstehen. Und die braucht es, denn es gibt eine Menge derselben und alle erleben vielfache Auflagen. Ich bin wahrhaftig kein Narr, ich erkenne an daß eine Sprache von der andern hier und da entlehnen muß, daß wir für Thee, Tabak, Kaffee keine Stämme in unserer Sprache haben, daß selbst das Wort Billard im Deutschen nur etwas schwerfällig nachgebildet werden könnte, ich will mir selbst Fremdwörter wie Technologie oder Telegraph gefallen lassen, die allen modernen Sprachen gemeinsam sind. Wenn man aber Fremdwörter braucht, die durchaus nur dasselbe sagen, wie unsere einheimischen, so möchte ich an die Ableitung des Hundsfott von hunnus fuit glauben, denn nur Hunnen oder Vandalen können so barbarisch sein. Ist das Wort entreprenneur nicht gäng und gäbe — und heißt es nicht genau dasselbe wie Unternehmer? Werden nicht fortwährend Nouveautés angekündigt? Ist denn malerisch nicht genau so viel wie pittoresk, Verschwörung wie Complott, heilen wie curiren, Genesung wie Reconvalescenz,

züchtig wie decent, widmen wie dediciren, zerstören wie demoliren, abhängen wie dependiren? Wozu da die Fremdwörter? Wenn ich solch ein Wort hier oder da lese zuckt es mir jedes Mal in der Hand, als sollte ich eine Ohrfeige austheilen. Ich soll mich nicht ereifern? Ich käme mir selbst wie ein Hundsfott vor, wenn ich es nicht thäte. Hätten wir das Unglück gehabt wie die Engländer daß unser Volk aus der Mischung zwei verschiedener Volksstämme entstanden wäre, so möchte ich es hinnehmen wenn unsere Sprache ihre Wesenheit verloren hätte und ein Sammelsurium geworden wäre wie das Englische. Das wäre dann eine Thatsache, die sich von selbst gemacht hätte, vielleicht ein Unglück, für das man aber keinen Einzelnen, keine bestimmte Classe und selbst das ganze Volk nicht verantwortlich machen könnte. Bei uns aber ist eine bestimmte Classe da, welche die Verantwortlichkeit trifft, es sind die Schriftsteller. Die Sprache ist ein Erzeugniß des ganzen Volkes, des ganzen Volksgeistes, sie ist die Blüthe dieses Volksgeistes, sie ist ein Heiligthum. Die Männer aber, die vorzugsweise dieses Heiligthum gebrauchen, die Dichter und Schriftsteller, sind gewissermaßen die Priester desselben. Es ist ihre dreifach verfluchte Schuldigkeit dieses Heiligthum rein zu bewahren und wenn sie es verunreinigen, so begehen sie geradezu ein Verbrechen, ein Verbrechen am Heiligthum des Volks, d. h. am Volke selbst. Es ist aber besonders jene vornehme Kaste unserer Schriftsteller, von denen ich vorhin sprach, die ihre Bildung, ihre Belesenheit, ihre Kenntniß fremder Sprachen und Literatur zeigen wollen und darum die Fremdwörter einschleppen. Das Volk macht sich ihrer Sünde nicht theilhaftig, das Volk schleppt keine Fremd-

wörter ein, das Volk versteht sie nicht einmal und muß deßhalb Fremdwörterbücher kaufen. Je mehr es nun eine besondere Kaste ist, die unser Volksheiligthum besudelt, desto greifbarer wird die Verantwortlichkeit, und von jedem, der ein Fremdwort zuerst braucht und so in die Sprache schmuggelt, sage ich: hunnus est."

Bei diesen Worten schlug Fichtelberger auf den Tisch und stürzte sein Glas hinunter. Merks aber schüttelte den Kopf und sagte: „gehst du auch nicht zu weit?"

„Zu weit soll ich gehen", rief der andere, „zu weit? Sieh dir doch einmal namentlich unsere Zeitschriften an wie sie von Fremdwörtern wimmeln. Und sieh dir einmal an mit welcher Dummheit die Kerle selbst die Fremdwörter bilden, wie sie selbst die fremde Sprache nicht kennen, der sie entlehnen. Vor so und so viel Zeit kam das Wort fungiren in die Sprache. Daneben brauchte man folgerichtig Function als Hauptwort. Jetzt kennen die hunni die Ableitung nicht mehr und machen aus Function functioniren, und aus diesem wieder Functionirung. Hast du denn nie die eselhaften Ableitungen von petitioniren, subventioniren, conjecturiren, intentioniren, Intentionirung, executiren, Präsidentur, Malitiosität u. s. w. gelesen? Ist denn in diesen Wortungeheuern nicht die fremde Sprache eben so gemißhandelt wie die deutsche? Hunni sunt, hunni sunt! Ich gehe wahrhaftig nicht zu weit wenn ich jeden für einen Verbrecher erkläre, der unnöthig ein Fremdwort braucht."

„Hm viele Wörter", sagte Merks, „sind doch schon eingebürgert und nicht mehr zu vermeiden, z. B. Officier, Infanterie, Kavallerie, Kanonen —"

„Gut", rief Fichtelberger, „solche Wörter mögen blei-

ben, obschon ein Dichter eben so gut Fußvolk, Reiterei und Geschütz schreiben kann, wie die fremden Ausdrücke."

„Wenn aber neue Erfindungen vom Auslande zu uns kommen, so nehmen wir auch die fremden Namen mit an, weil wir keinen deutschen Stamm dafür haben."

„Sucht ihn nur, den deutschen Stamm", rief Fichtelberger, „ihr werdet ihn schon finden. Willst du Beweise? Die Eisenbahnen sind von den Engländern zu uns gekommen und mit ihnen viele fremde Ausdrücke, wie tunnel, viaduct u. s. w. Nun dafür hätten wir keine Stammwörter? Ist denn ein Stollen nicht ein durch einen Berg gehauener Gang, also genau was tunnel? Und Stollen hat eben diese und keine andere Bedeutung, während tunnel eine Ofenröhre oder einen Trichter bedeutet und die Bedeutung eines Ganges durch einen Berg erst auf ihn übertragen werden mußte. Und ist denn das Wort Thalbrücke nicht eben so gut wie viaduct? Beide sind dreisylbig, beide sind zusammengesetzt, wo liegt der Vorzug des fremden Wortes? In den Handwerksausdrücken der Handwerker und in den Mundarten des Volks liegt ein ungeheurer Schatz von Stamm- und Wurzelwörtern unserer herrlichen Sprache. Allein dieser Schatz liegt ungenutzt, seit die Schriftsteller und Gelehrten die Fortbildung der Sprache im Schreiben unternommen haben und bei jedem neuen Begriffe, bei jeder Schattirung eines Begriffs sich an fremde Sprachen wenden, statt an die eigene. Geh und forsche in den Mundarten, wenn du deutsche Wörter finden willst für selbst eingebürgerte fremde. Für Despot, Tyrann haben wir kein gebräuchliches deutsches Wort mehr und doch sagt die Volksmundart Twingland, einer der das Land zwingt.

Wir sprechen von Sarkasten und Satirikern, die Mundart hat das Wort Grinlächer, einer der lachend den Mund breit zieht (greinen). Ist das nicht bezeichnend für das Höhnische des Sarkasmus und der Satire? Sucht nur in den Mundarten, sucht, ihr werdet erstaunen welchen Schatz ihr findet. Und welchen Humor! Wie bezeichnend ist das Wort Möhnegrößer, ein Muhmengrüßer, der sich vor alten Weibern bückt, ein Böckderöck, einer der den Rücken bückt, ein Schmarotzer, Speichellecker."

„Ja, ja", sagte Merks, „es ist viel Wahres in dem was du sagst —"

„Viel Wahres", unterbrach ihn Fichtelberger, „alles ist wahr, kein Wort nehme ich zurück. Soll ich Dir aber noch eine andere Seite der verdammten Fremdwörterei zeigen? Das Volk ist unschuldig an ihr, die Schriftsteller sind aber mit Bewußtsein schuldig. Das Volk jedoch wird diese Fremdwörterei niemals begreifen und so wird zuletzt unsere Sprache eine für die sogenannte gebildete Kaste sein, das Volk wird sie nicht mehr verstehen und die Kluft zwischen Volk und Aristokratie wird immer größer. Doch hören wir auf, ich ärgere mich und wozu das?"

„Du hast Recht", sagte Merks, „vollkommen Recht. Ach nicht allein die Sprachmengerei mißhandelt unsere Sprache, es beginnt jetzt ein Styl in Aufnahme zu kommen, der ihr noch mehr Gewalt anthut. Da ist ein genannter, geistreicher Kritiker und Novellist, der mit der künstlichsten Künstlichkeit das schlechteste Deutsch schreibt. Er hat die Wuth die gewöhnliche Wortfolge immer umzustellen. Nun ist doch die Inversion die Ausnahme, aber er macht sie zur Regel. So schreibt er: „auf griff er alles, aber vollendete

nichts! Ganz in die Halle war sie hinaus getreten. Gut hatte er gerechnet." Manchmal wird diese gesuchte Wortstellung zum unverständlichen Unsinn. So sagte er einmal: „mit diesem Manne hatte das Leben seine Schwierigkeit." Er will hier sagen: das Leben mit diesem Manne hatte seine Schwierigkeit. Ganz richtig wäre gewesen: „mit diesem Manne zu leben hatte seine Schwierigkeit." Der Satz aber, wie ihn der Novellist schreibt, sagt ganz etwas anderes, als er sagen soll."

„Höre auf jetzt", sagte Fichtelberger, „der Abend ist so schön geworden, verderben wir uns ihn nicht mit solchen Dingen. Ich kann dergleichen nicht besprechen ohne warm zu werden und mich zu ärgern."

Dem Magister war es um so mehr recht das Gespräch abzubrechen, als er bemerkte daß Fichtelbergers lebhaftes Wesen schon die Aufmerksamkeit anderer Gäste auf sich gezogen hatte. So brachen sie auf und wandten sich wieder dem Parke zu, um den schönen Abend zu genießen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig